

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 14

(24.04.2009-27.09.2009)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Ahmadinedschad und Ghaddafi vor der UNO

deutsche und europäische Delegationen verlassen unter Protest das Plenum

Don M. Barbagrìgia

Das ist schlechter Stil – auch und gerade unter Diplomaten. Dass Präsident Ahmadinedschad ganz sicher nicht zu der Riege der seriösen Staatsoberhäupter zählt, wie auch sein Beduinen-Kollege Ghaddafi, ist in der zivilisierten Welt kein Gegenstand der Diskussion. Dass jenes, was diese Herren von sich geben, oftmals die Grenze zur kakophonischen Logorrhoe überschreitet, steht ebenfalls nicht zur Debatte. Desungeachtet sollte man, wenn diese Leute ans Rednerpult treten, nicht zu Scharen das Plenum verlassen.

Nicht vergessen darf man den kulturellen Hintergrund und die entsprechende Prägung dieser Präsidenten, denen – ob uns das passt oder nicht – Millionen und Abermillionen von Menschen folgen. Eine solche Ignoranz bescherte der westlichen Hemisphäre bereits am 11. September 2001 ein böses Erwachen. Von nichts kommt nichts. Und leider muss sich das Abendland die Frage gefallen lassen, welche unselige Vorarbeit es in seinem hegemonialen Streben während der letzten drei Jahrhunderte in den Regionen geleistet hat, die jetzt so heftig aufbegehren.

Schon diesem Umstand erwächst eine Verpflichtung zum Zuhören, ja mehr noch, zum genauen Hinhören. Man protestiert am besten, wenn man geschliffen und in der Sache unangreifbar repliziert. Sich umzudrehen und zu gehen, fördert keinen Dialog: Es bricht ihn ab.

Nun lehrte uns aber schon die Ostpolitik Willy Brandts, dass das beharrliche Gespräch, gepaart mit einem geschickten und ausgewogenen ökonomischen Zug und Druck, geeigneter ist, die Kräfte in einem Lande zu stärken, die den eigenen Vorstellungen von der Welt nicht so unversöhnlich gegenüberstehen und zu einem Ausgleich bereit sind.

Sicher wird dies auch hinter den Kulissen eifrig betrieben. Die martialischen Gesten aber vor der UNO-Vollversammlung wenden sich an die Weltbevölkerung. Hier kann man mit einer unbedachten Handlung einen gigantischen Scherbenhaufen anrichten.

Was wird den Al-Jazeera berichten? Werden hier nicht zwei neue arabisch-persische Kämpfer geboren, nach denen die gequälte arabische Seele so lechzt? Wird dem panarabischen Zuschauerkreis nicht erneut das Bild der verstockten und gesprächsunwilligen Franken vorgeführt, der raubgierigen Kreuzfahrer, die seit jeher nur eine Wahrheit kannten – nämlich die ihrige?

Haben diese Teufel den Habenichtsen aus der Wüste nicht schon seit tausend Jahren das letzte Hemd vom Leib gezogen und sie dann wie Hunde getreten? Dieses Bild, das sicher nicht jeder Grundlage entbehrt, gilt es schrittweise zu korrigieren.

So, wie die Deutschen der Welt nach dem 2. Weltkrieg gezeigt haben, dass sie noch etwas anderes können, als ganze Völker umbringen und die Erde anzuzünden, so muss der Okzident dem Orient jetzt beweisen, dass die alten Klischees überholt sind.

Das macht man nicht, indem man sich umdreht und geht, nur weil zwei wildgewordene Irre verbal und mit Schaum vor dem Mund um sich belfern. Man muss nicht Beifall klatschen – aber gehen, das ist unserer Ansicht nach von allen verkehrten Antworten die verkehrteste.

An der Wiege des Neuen Forums

Pfarrer Friedrich Teubner begleitete seine Gemeinde durch die Wendezeit

Michael L. Hübner

Ziemlich weit vorn marschierte Pfarrer Friedrich Teubner in jenem Demonstrationszug des November 1989, der seinerzeit am Neustädtischen Markt endete. Dort ging ja bekanntlich die Rede des SED-Kreisparteisekretärs im Gejohle der Massen unter, die dem unglücklichen Mitzlaff entgegenriefen, der Fisch fange vom Kopfe zu stinken an. Kühn war das Volk geworden. Die Opposition hatte auch schon eine Stimme gefunden – das Neue Forum. Und das hatte sich in Pfarrer Teubners Kirche in Kirchmöser-West gegründet. Teubner selbst hatte es auf Umwegen in die Havelstadt verschlagen. 1946 im sächsischen Glauchau geboren, wollte der junge Friedrich von Anfang an Pfarrer werden. Dabei kannte er Licht- und Schattenseiten des geistlichen Standes.



Zu letzteren gehörte der Geldmangel, der dem Pfarrer im atheistischen Arbeiter- und Bauernstaat ein treuer Begleiter war. Nach Studium, Vikariat und einer ersten Pfarrstelle in Zschoppach, einem reichen sächsischen Dorf, entdeckte er in der Kirchenzeitung die Anzeige, welche die vakante Pfarre in Kirchmöser offerierte. Da griff er zu. 1979 war das. Seitdem steht der evangelische Pfarrer seiner Gemeinde vor, besorgte die geistlichen Geschäfte des Alltags, Gottesdienste, Taufen, Eheschließungen, Beerdigungen... und nebenbei rang er verzweifelt um den Erhalt des Pfarrhauses und der beiden Kirchen. Zwei der Gebäude gehörten der Reichsbahn, die Stadt hatte ein Wörtchen mitzureden, die Kirche wollte sich bei „fremdem“ Eigentum nicht engagieren – und dem Pfarrer regnete der Himmel durchs Dach.

Doch nebenbei hatte er immer einen wachen Sinn für die sich artikulierende Opposition. „Was im Dom stattfand, das wurde in Kirchmöser am Tage zuvor vorbereitet“, lacht Teubner schelmisch. Der Gefahr, in der man schwebte, war man sich durchaus bewusst. Superintendent Koopmann warnte seine Amtsbrüder davor, sich allzuweit aus dem Fenster zu lehnen. Das war die Generation, die noch das Jahr 1953 erlebt hatte, jene Tage im Juni, die ebenfalls erfüllt waren von den Rufen der Demonstranten nach Freiheit und Demokratie und dann übertönt wurden durch das Kettengerassel der sowjetischen Panzer.

Teubner, der glücklich ist einer Generation anzugehören, die erstmals seit 64 Jahren – ein Menschenalter – vom Krieg verschont blieb, berichtete, dass man es auch deshalb vorzog, das regionale Neue Forum am 20.10.89 in Kirchmöser zu gründen: Viel hatte die Gotthardt-Gemeinde an oppositioneller Vorarbeit geleistet, man wollte sie nun etwas aus dem Fokus nehmen, das Geschehen an den Rand der Stadt verlagern, der so weit weg war, dass sich bisher nur ganz wenige Oberbürgermeister bis dort hin verirrt. „Frau Tiemann kommt zu uns“, sagt der Pfarrer, „aber ihre Amtsvorgänger...? Die haben uns selten genug überhaupt nur wahrgenommen.“ Registriert wurde er dafür umso aufmerksamer von der Staatsicherheit. Als er seine Stasi-Akte zur Hand nahm, musste Teubner schallend lachen. Reihenweise waren dort Kennzeichen von Autos

aufgelistet worden, die vor seinem Hause parkten. Zur selben Zeit hatte sich ein Kreis von Totalverweigerern in der „West-Kirche“ von Kirchmöser getroffen. „Die waren aber alle ohne Auto angereist, zu Fuß, mit Fahrrädern oder mit dem Zug – wozu also die Autonummern, die, wie es sich später herausstellte, ganz unauffälligen Bürgern zugeordnet werden mussten?“ Den hellen Köpfen des Geheimdienstes war völlig entgangen, dass im Nachbarengang der ehemaligen Reichswehr-Offiziersvilla, in der auch das Pfarrhaus untergebracht war, Foto-Mayer sein Geschäft betrieb. Die Dutzende Automobilisten hatten ihre Filme zum Entwickeln gegeben, Fotos abgeholt, Passfotos anfertigen lassen. „Eine Gesellschaft ist ein lebendiger Organismus“, philosophiert der Gottesmann, „und hat seine Lebensspanne.“ Die DDR und ihre Staatsicherheit waren fällig. „Allerdings“, sagt Teubner nachdenklich, ausgehend von der gegenwärtigen Situation, „die Wende vor zwanzig Jahren ist gewiss nicht die letzte, die ich erlebt habe. Was aber die Wende von damals betrifft, da hat nicht jeder gesiegt, der gekämpft hat und nicht jeder hat gekämpft, der schlussendlich siegte.“

Architektin und Parteichefin

Wie die Wende das Leben der Martina Marx veränderte

Photographie: Martina Marx

Michael L. Hübner

In Köthen, der Stadt in der Johann Sebastian Bach seine glücklichsten Jahre verlebte, kam Martina Marx just in dem Jahr zur Welt, als die DDR ihre Eigenstaatlichkeit durch die Abriegelung der innerdeutschen Grenze zu zementieren gedachte. Alle Bemühungen, die junge Martina zur Kommunistin zu erziehen, blieben jedoch vergebens. Als die SED nachfragte, ob sie nicht für eine Kandidatur zu begeistern sei, antwortete Marx trocken, es käme ihr merkwürdig vor, dass die Partei an sie herantrete. Sollten nicht eher die Menschen von sich aus um die Aufnahme in eine politische Partei nachsuchen, wenn sie sich für deren Ziele begeisterten? Derartige Spitzfindigkeiten fielen ihr während des Architekturstudiums in Weimar beinahe auf die Füße, als eine „150%ige“ Kommilitonin solche republikzersetzenden Äußerungen partout zur Anzeige bringen wollte. Glücklicherweise verlief die Sache im Sande. Der Graben zwischen den Kommunisten und der angehenden Architektin wuchs, als sie für sich feststellen musste, dass sie sich mit all den bedeutenden Beispielen der europäischen Baukunst nur über die Literatur befassen konnte, wenn diese denn in der westlichen Hemisphäre zu verorten waren.



Photo: Martina Marx

Selber reisen, selbst anschauen – Fehlanzeige. Statt dessen paramilitärischer Drill während des Studiums. Für eine, die allem Befehlsgehabe und jeder repressiven Machtausübung abhold ist, eine Absurdität. Die Ankunft der ersten Tochter war gleichzeitig der Rettungsring, der sie vor dem Felddienst in der GST-Uniform bewahrte. Dennoch, der Gedanke an eine Übersiedlung in den Westen wollte nie recht aus dem Kopf. Aber wie mit zwei kleinen Kindern? Eine Bekannte hatte den Sprung über die Prager Botschaft gewagt – das war ein Höllenritt. Undenkbar. Doch dann

begannen sich die Ereignisse der Wende zu überschlagen: Marx, seit der Beendigung des Studiums beim VEB Stadtbau Brandenburg an der Havel angestellt, zählte nicht zu den Bürgerbewegten. Zu sehr nahm sie die Arbeit, die Geburt der zweiten Tochter und der eben erst erfolgte Kauf eines eigenen Hauses in Anspruch. Nicht einmal den Mauerfall erlebte sie live mit. Erst am nächsten Tage erfuhr sie von den unglaublichen Geschehnissen. Dann aber gab es kein Halten mehr. Rein ins Auto und ab nach Westberlin! Stempel? Hatten sie nicht.

War auch völlig egal. Rüber kamen sie trotzdem. Welch ein befreiendes Gefühl, als die Mauer, die in ihrem Geburtsjahr errichtet worden war, sang- und klanglos in sich zusammenfiel. Doch mit ihrem Einsturz begann eine chaotische Zeit: In vielen Bereichen herrschte pure Gesetzlosigkeit – keiner wusste recht, auf welcher Grundlage Entscheidungen zu treffen waren. Mit dem 3.10.1990 war dann die erste, turbulente Übergangsepoche vorüber. Fortan galten das Grundgesetz der BRD und die nachfolgende Rechtsprechung. Das Land Brandenburg bekam im Februar 1990 sein erstes Architektengesetz und Martina Marx sprang ins kalte Wasser. Schon im Mai eröffnete sie ihr erstes Architekturbüro – im heimischen Schlafzimmer. Goldgräberstimmung herrschte im Lande. Gelder lagen zur Verteilung parat – die Auftragsbücher waren voll.

Es gab mehr Arbeit, als man bewältigen konnte. Für die seit Schulzeiten von den Grünen faszinierte Martina Marx war der Job aber bei Weitem nicht alles. Sie, die als junge Frau begeistert zusah, wie Joschka Fischer in Turnschuhen zum Umwelt- und Energieminister in Hessen vereidigt wurde, fühlte ein grünes Herz in sich pochen. Das Bewahren der Umwelt, aber auch die Emanzipation der Frau waren Themen, für die sie sich fortan, ohne staatliche Repressionen befürchten zu müssen, engagierte. 2005 dann trat Marx den Grünen der Havelstadt bei, deren Kreisverbandschefin sie heute ist. Grün sein – das ist für sie Zuhörenkönnen, Konsensfindung, Sachpolitik, Rotationsprinzip. Diese Werte möchte sie in der Brandenburger Kommunalpolitik stärken, möchte weg von persönlichen Querelen, welche die Entwicklung der Chur- und Hauptstadt hemmen, statt sie zu fördern. Denn die Möglichkeit zu sachbezogener politischer Arbeit hält die rührige Architektin für einen der ganz großen Gewinne der Wende vor 20 Jahren, eine Chance, die man nutzen und nicht leichtfertig vertun sollte.

Archivade

J.-F. S. Lemarcou

März 2008, 13:58 Uhr, seit dem Zweiten Weltkrieg hat man so Metwas in der stolzen Colonia Claudia Ara Agrippinensium, eine der mächtigsten Städte Deutschlands und Europas, nicht mehr gesehen: Mitten in der Stadt bricht ein Haus zusammen. Erst dreißig Jahre alt, eines der berühmtesten und größten Stadtarchive des Kontinents, eines der Gedächtnisse Europas. Es ist eine Katastrophe, für Historiker eine apokalyptischen Ausmaßes. Man munkelt, der nahe U-Bahn Bau hätte das Gebäude gekippt. Wassereintrich, Instabilität des Bodens, keine gründliche Vorbereitung, munkelt man... Nichts genaues weiß man nicht. Die Verantwortlichen streiten alles ab – wie immer in solchen Fällen. Kennen wir nicht anders. Und wir glauben, wir sehen Bilder aus der Dritten Welt, aus Kuala Lumpur, oder Mogadishu oder Haiti. Aber doch um Himmels willen nicht aus der Hauptstadt der reichsten katholischen Erzdiözese der Welt – aus Köln am Rhein! Was ist passiert in einer der wenigen Millionenstädte der Welt. Ist das ein Menetekel? Ist es das überfällige Zeichen an der Wand. Es passiert gar zu auffällig in der Zeit des wirtschaftlichen Niederganges. Die

Bundesrepublik Deutschland – immer noch eines der mächtigsten Länder der Welt – stand unangefochten in Flor als das Archiv in den Siebzigern des Zwanzigsten Jahrhunderts gebaut wurde. Als es zusammenbricht, ist auch die Wirtschaft der einstigen ökonomischen Großmacht in freiem Fall begriffen. Mit der geplanten U-Bahn wird es jetzt wohl nicht mehr weitergehen. Und sicher wird das gescheiterte Kölner Projekt auch einigen anderen Kommunen Anstoß geben, ihre infrastrukturellen Planungen zu überdenken. Ein Schritt zurück? Ja, ein gewaltiger. Denn Verkehrswege sind die Adern eines Organismus. Verstopfen sie, dann geht es mit dem Leib sehr akzeleriert in Richtung Grube. Nun ja, wir wissen es ja: Jede Nation, jede Gesellschaft hat eine Vita, gerade so wie die einzelnen Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt. Deutschland verfrisst gerade seine Rente. Was danach kommt, nun, wir wissen es alle. Es kommt ganz sicher die Zeit, da kündigt nur noch Archivmaterial von einem Land, das man einst das Land unter den Eichen nannte. Wollen wir hoffen, dass dieses Material dann in Archiven lagert, welche einsturz sicher gebaut sind. Es würde sonst das Letzte von uns verschwinden. Das wäre doch nun wirklich schade, oder?

Braucht Deutschland einen öffentlich rechtlichen Rundfunk?

Don M. Barbagrigia

Millionen Deutsche ärgern sich über die Zwangsabgabe an die MGEZ, die Gebühren-Einzugszentrale des öffentlich rechtlichen Rundfunks. Diese wehrt sich. Die Steuerfinanzierte Grundlage eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks ist anscheinend nicht ausreichend oder wird dem tatsächlichen Bestand an Empfängern nicht gerecht. Der Knackpunkt liegt jedoch bei den Kritikern ganz woanders: Brauchen wir überhaupt einen öffentlich-rechtlichen Rundfunk? Der Staat sagt ja. Nur ein staatlicher, also in seiner Lesart „unabhängiger“ Rundfunk gewährleiste eine ebenso unabhängige und allseitige Berichterstattung, könne sich gegen lobbyistische oder tendenzielle Berichterstattung verwahren. Als mahndes Schreckgespenst werden die Schatten Berlusconi oder Murdoch an die Wand gepinselt. Das hat auch was für sich. Gewiss! Nur lässt man dabei eines außer Acht: Erstens hat Berlusconi selbst einen Staat übernommen und mit ihm dessen „unabhängige“ staatliche Medien und zweitens, selbst wenn man diese Übernahme nicht so offensichtlich betreibt, so steckt doch hinter jedem staatlichen Organ auch der Bundesrepublik die Macht des geballten Lobbyismus einer Wirtschaftsmacht. Diese reguliert nicht nur über den Markt und eigene Sender, was der doofe Michel sehen soll, diese lässt auch einen Großteil der Politiker und Volksvertreter an langen Strippen tanzen, wie die Augsburger Puppenkiste das Urmelchen. Und damit bestimmt sie auch den Kurs, der in den öffentlich-rechtlichen Sendern gefahren wird. Unangenehmes, was die Regierung oder die hinter ihr stehende Graue Eminenz des Großkapitals nicht publiziert zu wissen wünscht wird durch die Kanäle der Öffentlich-Rechtlichen auch nicht an den Konsumenten gelangen.

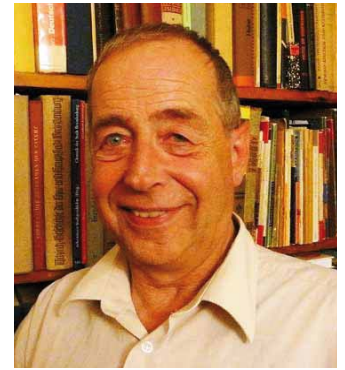
Genau das aber wäre der Sinn einer solchen Institution, der eine Zwangsabgabe rechtfertigen würde. Wenn gute und aufrechte Journalisten wie Nikolaus Brender von Länderchefs und damit von Herren über die Landesrundfunkverträge abgesägt und kaltgestellt werden sollen, hat Öffentlich-Rechtlicher Rundfunk seine Berechtigung verloren. Das ist der Punkt, an dem auch die GEZ keine ernst zu nehmende öffentliche Legitimation mehr für sich beanspruchen darf. Und wie nennt man Leute, die anderen ohne Recht und Legitimation in die Taschen fassen?

Der grüne Pfarrer

Schon in der DDR setzte sich Gerke Pachali für die Erhaltung der Umwelt ein

von Michael L. Hübner

„Alles was recht ist“, freut sich Gerke Pachali, „korrekt waren sie!“ Belustigt blickt er auf seine Notizen, die er sich bei der Durchsicht seiner Stasiakte gemacht hatte. „Wir Pfarrer standen alle unter Beobachtung.“ Das Zeugnis einer feindlich-negativen Haltung der DDR gegenüber, das ihm ein „IM“ ausstellte, hielt ihn nie davon ab, seinen christlichen und ökologisch orientierten Kurs zu fahren. Dem am Freitag 70 Jahre alt gewordenen Pfarrer i. R. konnten die Welterneuerer nicht allzuviel weismachen. Er hatte sein Abitur noch in Westberlin gemacht, und unter anderem in Göttingen studiert – immer seinen DDR-Personalausweis in der Tasche. Er wusste, wie es hüben und drüben zugeht. Später ließen ihn die Kommunisten dann regelmäßig in den Westen zu seinen Eltern fahren, wohl in der Hoffnung, der Pfarrer von Krahn, der seine Jugendlichen so gar nicht auf den kommunistischen Kurs einschwören wollte, würde gleich drüben bleiben. Ein Renitenter weniger – aber nein: Pachali kam immer wieder zurück – selbstgeknipste Dias im Gepäck. Die zeigte er dann bei Vorträgen und wies schon vor der Wendezeit darauf hin: Wenn wir den Westen kriegen, dann werden wir von drei Dingen eine Menge abbekommen: Autos, Bettler und Arbeitslose.



Über die Autos freuten sich alle – Bettler, das war utopisch (...in so einem reichen Land?) und Arbeitslose? Blödsinn, meinten die Leute, Arbeit gibt's bei dem, was hier in den letzten 40 Jahren liegengelassen ist, für die nächsten Jahrzehnte genug! Niemand aber fragte, wer diese Arbeit bezahlen würde. Die Wende... „Ja, in der Stahlhalle war ich dabei und auf dem Neustadt Markt! Auch hier im Dorf bildete sich ein Runder Tisch, wie es über Nacht allerorten Mode wurde. Aber da wurde hauptsächlich viel geredet. Passiert ist da nicht viel. Zum Beispiel gab es bei uns so ein „fernmeldetechnisches Objekt“, von dem gemunkelt wurde, das wäre eine geheime Einrichtung, mit der man den europäischen Telefonverkehr anzapfen könne.

Als sich nach langem Palaver endlich eine Kommission gefunden hatte, welche die mysteriöse „Waldpost“ in Augenschein nehmen wollte, da hatten die Betreiber das ganze Gelände schon besenrein zur Übergabe vorbereitet. Zu sehen gab es nichts mehr!“ Auf die Präsenz der Partei auf den Dörfern vor den Toren Brandenburgs angesprochen, sagt Pachali: „Die üblichen 10%. Als es zur Wendezeit mit der Partei den Bach runter ging, da waren über Nacht alle bis auf einen Mann ausgetreten“ bemerkt der Geistliche fast mitleidig. „Die DDR ist nicht in erster Linie an dem Wirtschaftskollaps kaputtgegangen“, resümiert der Hobbyhistoriker und Rochow-Experte, „das waren die „Inneren Widersprüche“, welche die Kommunisten selbst so gebetsmühlenhaft beschworen.“

Das war der unnatürliche Riss, der durch Deutschland ging – die marode Wirtschaft hätte noch ewig vor sich hingekrautet. Aber die Leute wollten einfach nicht mehr!“ Natürlich hatte er sich gefreut, als er wieder in den 28 Jahre lang abgeriegelten Teil Berlins hinein konnte. Wie es dort aussah, das kannte er zwar von früher. Dass man aber in der

Zwischenzeit die Stadt mit den Bausünden der Aufbaujahre überzogen hatte, das gefiel ihm gar nicht. Mittlerweile engagiert sich der nimmermüde pensionierte Pfarrer im Historischen Verein Brandenburgs, im regionalen Landesvorstand des ökologisch orientierten Verkehrsclub Deutschlands, in der IG „Brandenburgische Städtebahn“ e. V. und und und. Pachali erklärt interessierten Besuchern die Reckahner Dorfkirche und alles, was er vom Schulreformer Rochow weiß, und genießt im Übrigen seinen Ruhestand. Dass sich nach der Wende kaum noch jemand für den Inhalt einer Predigt interessiert, das könne man so oder so sehen, sagt er nachdenklich. Früher haben sich die Leute gefreut und gefeiert, wenn der Pfarrer von der Kanzel mal wieder eine spitze Zunge gegen die Staatsmacht führte. Und andere haben's für die Akten aufgeschrieben. Heute hört kaum noch jemand zu – aber es schreibt auch keiner mehr mit. Hat alles seine Vor- und Nachteile.

Der Straßenbahner

Peter Kotecki in der Wendezeit

von Michael L. Hübner

Selbst als Peter Kotecki schon einen Abteilungsleiterposten bei der Brandenburger Straßenbahn innehatte, sah man ihn oft in der Kanzel einer Straßenbahn. Es herrschte – für heutige Verhältnisse beinahe undenkbar – Personalknappheit. Um den Betrieb des öffentlichen Transports aufrechtzuerhalten, durften sich auch Leitungskader nicht scheuen, nach ihrer eigentlichen Schicht oder am Wochenende als Straßenbahnfahrer für ihre Kunden dazusein. Die Brandenburger brauchten ihre Busse und Straßenbahnen, denn auf Automobile wartete man viele Jahre und auch ein Taxi zu ergattern, war ein absoluter Glücksfall. Als sich im November 1989 aber die Mauer öffnete, stand der 1942 in Brandenburg geborene Kotecki zusammen mit seinen noch im Betrieb verbliebenen Kollegen vor einer nie da gewesenen Herausforderung: Viele, viele Fahrer kamen einfach nicht mehr zum Dienst, sondern machten sich auf den Weg in den Westen. In der Pass- und Meldestelle der Hohenstückener Charlotte-Grupa-Straße aber standen die Leute zu Hunderten für die begehrten Stempel, die zum Überschreiten der innerdeutschen Grenze berechtigten.



Viele, viele Fahrer kamen einfach nicht mehr zum Dienst, sondern machten sich auf den Weg in den Westen. In der Pass- und Meldestelle der Hohenstückener Charlotte-Grupa-Straße aber standen die Leute zu Hunderten für die begehrten Stempel, die zum Überschreiten der innerdeutschen Grenze berechtigten.

Wer dann den Stempel, aber keinen Trabant, Wartburg oder Lada hatte, der musste dann wohl oder übel zum Bahnhof kommen. Und die Leute wollten dorthin! Keine leichte Aufgabe für einen wenn auch gestandenen Chef. Bei der Reichsbahn hatte Kotecki damals angefangen – es bis zum „Mann mit der roten Mütze“ – zum Bahnhofsvorsteher auf dem Hauptbahnhof gebracht. Bis 1968 war er der Herr über die ankommenden und abfahrenden Züge gewesen. Aber Heirat und Schichtdienst – das vertrug sich schlecht. Er hätte in die Politabteilung der Reichsbahn wechseln müssen. Nein, da ging er lieber ins Getriebewerk, wo ihn 1971 ein Hilferuf des Rates des Kreises, Abteilung Verkehr, erreichte. So kam er ins Referat Wasserwirtschaft und wurde „Deichgraf“ im Kreis, begutachtete Deiche und Anlegestellen der Weißen Flotte. Weil er doch aber erfahrener Reichsbahner war, wollten ihn 1973 die Verkehrsbetriebe Brandenburg haben, für die Abteilung Straßenbahn,

wer er über 120 Angestellte verantwortlich war. Das war die Zeit, als Chef Kotecki, der zwar nach Feierabend seine Straßenbahn des Öfteren selber durch die Stadt kutschte, morgens aber, wenn er sie brauchte, drei oder vier Züge passieren lassen musste, bis endlich mal eine Bahn kam, die nicht hoffnungslos überfüllt war. Geld für eine Modernisierung seines Betriebes war notorisch alle. Wie in jedem sozialistischen Werk stand auch bei der Straßenbahn Improvisation und Enthusiasmus hoch im Kurs. Kotecki, der nach einem Studium 1978 Leiter der Sicherheitsinspektion geworden war, konnte ein Lied davon pfeifen. 1983 wurde er dann auf einen entsprechenden Posten nach Potsdam ins dort neu gegründete Verkehrskombinat gerufen. Referent der Sicherheitsinspektion aller Straßenbahn- und Buslinien in Potsdam und Brandenburg war er nun – und wo der Schuh mehr und mehr zu drücken begann, blieb auch ihm nicht verborgen.

Machen konnte man nicht viel mehr, als ständig den Buckel hinzuhalten. Im April 1989 bat er dann darum, nach Brandenburg zurückkommen zu dürfen. Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Direktors wurde er, also dessen persönlicher Referent, Zuarbeiter, Vorbereiter, Sprachrohr, rechte Hand... Um diese Zeit, so berichtet Kotecki, herrschte auch schon in den Fluren der Ministerien und den Direktoraten eine recht seltsame Stimmung. Noch ahnte er zwar nicht, dass er als Betriebsgewerkschaftsleiter (BGLer) für die Industriegewerkschaft Transport und Verkehr kurze Zeit später „das Licht ausmachen“ würde. Noch schrieb der parteilose Peter Kotecki einen offenen Brief an den Verkehrsminister, in welchem er die katastrophalen Zustände in seinen Verkehrsbetrieben Brandenburg anprangerte: „Ist der Nahverkehr in Brandenburg noch zu retten?“, lautete die bohrende Frage. Das Ministerium entsandte Fachkräfte, die sich die Situation vor Ort besahen: Das Dach war leak, es gab keine Heizung, die sanitären Zustände waren katastrophal, Maschinen entstammten teilweise noch der Epoche der Pferdebahn, potentielle Exponate für das Straßenbahnmuseum, für das sich Kotecki seit 1997 ehrenamtlich engagiert.

Es war zum Verzweifeln. Oberbürgermeister Klaus Mühe versprach zu helfen, wie er konnte. „Aber Herr Kotecki“, sagte Mühe, „meine Uhr ist in dieser Stadt abgelaufen. Ob die nächste Stadtregierung das umsetzen wird, was wir hier beschließen, das steht in den Sternen.“ Kotecki raufte sich die Haare – aber irgendwie musste es weitergehen. Als dann die Mauer fiel, da richteten sie trotz aller Personalknappheit noch eine zusätzliche Buslinie ein: Berlin-Spandau stand auf dem Zielschild.

Kotecki selbst kam erst Tage später das erste Mal nach Westberlin. In Schönefeld hatte er mit seiner Familie die Reichsbahn verlassen und dann schob sich eine schier endlose Karawane von Menschen nach Rudow hinüber. Wie die Kollegen in Westberlin den Abtransport dieser Massen in die Innenstadt organisierten, darüber staunt er noch heute. Das klappte tadellos. Kurze Zeit später riefen ihn Kollegen aus Bielefeld an, aus dem Westen...!

Noch vor einem halben Jahr wäre das undenkbar gewesen. Ihre alten ausrangierten Straßenbahnzüge, Meterspur, wollten sie der Havelstadt schenken, die netten Brüder aus dem Westen. Der Chef war ratlos. „Sollen wir...?“ Es ging nicht: die angebotenen 6-Achser hätten auf keine Reparaturrampe gepasst. Schade. Über eine Sache muss Kotecki jedoch heute noch lächeln. Als Bürgermeister Piontek aus der Partnerstadt Kaiserslautern um die Wendezeit nach Brandenburg an der Havel kam, da wurde nach alter Manier Fassadenkosmetik betrieben – gerade so, als sei Erich Honecker wieder einmal im Anmarsch. Während die Häuser des Puschkinplatzes nach hinten raus so ihre Probleme hatten, leuchtete nach vorne der Putz: Piontek'sche Dörfer sozusagen. Es sollte noch seine Zeit brauchen, bis man endlich auch diese Altlast überwunden hatte.

Der Vize

Vizegeneraldirektor Menzel und die Wendezeit

Michael L. Hübner

1970 stand das Stahl- und Walzwerk (SWB) aufgrund von Fehlentscheidungen auf der Leitungsebene vor seinem wirtschaftlichen Aus. Der zuständige Minister musste handeln. Direktorenposten wurden neu besetzt. Einer unter den neuen und praxisbewährten Direktoren war der erst 41jährige Diplomingenieur-Ökonom Horst Menzel, der zu diesem Zeitpunkt das Eisenhüttenwerk Thale erfolgreich leitete. Menzel wollte nicht so recht. Er liebte seine Arbeit und er liebte den Harz. Hier hatte er seinen Weg vom Hilfsformer bis zum Direktor gemacht, Aber Günter Mittag, Wirtschaftsboss im Politbüro des ZK der SED, beharrte auf der vom Minister getroffenen Personalentscheidung. Nicht gerade begeistert folgte der 1929 in Gleiwitz geborene und in der Kriegsfolge nach dem Harz gezogene Menzel dem neuen Auftrag. Doch nun zählte er zu der Gruppe hervorragender und hochengagierter Fachleute und Direktoren, die antraten, den Betrieb gemeinsam mit den Werkträgern zu sanieren. „Das waren wir auch den Arbeitern schuldig, die schwer schufteten und dann auf ihre Jahresendprämie verzichten mussten.“



Das Vertrauen der Arbeiter und ihren Glauben an die eigene Kraft und Leistungsfähigkeit zurückzugewinnen, das war zunächst die wichtigste Aufgabe“, sagt er. Über die Jahre hinweg schafften sie es und machten aus dem Stahlwerk nicht nur den Leitbetrieb des Kombines, sondern einen wirtschaftlich gut aufgestellten und international operierenden Großbetrieb, der vor allem auch Devisen einfuhr. Die Beschäftigten waren wieder stolz, im SWB zu arbeiten. Die Aufwendungen für den sozialen Bereich waren gewaltig: ein Kinderdorf, Betriebspoliklinik, eigene Berufsschule, Ferienlager und -heime, werkseigene Wohnungen zu sehr moderaten Monatsmieten und Löhne, die sich bei Ersten Schmelzern oder Ersten Gießern kaum noch von den Direktorengeltern unterschieden. Und dann gab es da noch eine Betriebssportgemeinschaft, eine BSG. Fußball, Kanurennsport, Handball, Boxen, Billard... das Spektrum war groß. Menzel leitete diese BSG von 1976 an. Unter seiner Regie entwickelte sich die leistungssportlich größte und stärkste BSG im Bezirk Potsdam mit den meisten Mitgliedern.

Stahl Brandenburg schaffte es in verschiedenen Sektionen sogar in die DDR-Oberliga. Während aber das SWB mehr und mehr zu einer Insel der Seligen wurde, in welche die DDR noch Anfang der Achtziger Jahre Milliardeninvestitionen hineinpumpte, begann „draußen“ die Wirtschaft im freien Fall zu kollabieren. „All diese Sozialleistungen, die billigen Mieten, der Sport, das war ja nicht mehr zu bezahlen. Natürlich haben wir weit über unsere Verhältnisse gelebt. Ab 1985 war es klar, dass es so nicht mehr weiter gehen konnte“, urteilt der Ökonom Menzel. Aber 1983 war das Jahr, als er – seit 1979 Produktionsdirektor und 1. Stellvertreter des Generaldirektor des gesamten Qualitäts- und Edelstahlkombines mit mehr als 34.000 Beschäftigten – aus gesundheitlichen Gründen seinen Posten aufgeben musste. Menzel erlebte, wie das SWB, das er gemeinsam mit seinen vielen Kollegen zu einem schwarze Zahlen schreibenden Betrieb aufgebaut

hatten, im Zuge der Wende gezielt abgewickelt wurde. Wendestimmung im Stahlwerk? Fehlanzeige. Die Kollegen wussten genau, worum es ging. Der Mann an der Walze, die Frau auf dem Kran, der Schmelzer und der Schlosser ahnten, dass ihre Arbeitsplätze keinen unter einer westlichen Wirtschaftsordnung keinen Bestand haben würden. Die Skeptiker behielten Recht: Die Schloten der Siemens-Martin-Öfen verschwanden aus der Silhouette der Stadt und mit ihnen viele Arbeitsplätze.

Wenn er heute den Industriepark betrachtet, überkommt ihn Wehmut. Dennoch, vor den Aktivisten des Runden Tisches hatte und hat Menzel großen Respekt: „Das waren Leute, die etwas verändern, die sich einbringen wollten.“ Denen ging es nicht ums Zerstören, die wollten retten, was zu retten war. Die waren konstruktiv gestimmt, anders als der Wirtschaftspotentat Günter Mittag und dessen Genossen im Politbüro. Die Massenflucht von DDR-Bürgern bedauerte er.

Denn: „Jedem musste doch klar sein, dass sich hier zwangsläufig etwas verändert. Verändern muss! Diese Menschen fehlten uns jetzt.“ Sich selbst noch aktiv zu beteiligen, das war Menzels Sache nicht mehr. Er hatte bereits viel, sehr viel gegeben. Die angegriffene Gesundheit hätte auch den Sturm auf die Barrikaden verboten. Aber er beobachtete interessiert, wie sich die Dinge entwickelten. Allerdings: Das Konzept der letzten DDR-Wirtschaftsministerin Christa Luft, welche eine behutsame Annäherung beider deutscher Staaten unter konföderalen Bedingungen postulierte, wäre ihm angenehmer gewesen.

Die Dinge hatten jedoch bereits eine Eigendynamik gewonnen, die sich nicht mehr steuern oder gar aufhalten ließ. Die Kollateralschäden jedoch stimmen ihn traurig. „Seine“ BSG musste sich in viele Einzelsektionen auflösen. Kein Spitzensport mehr – man orientierte sich um auf Kinder-, Jugend-, Freizeit- und Behindertensport. Trotzdem konnte er 1998 die Leitung der jetzigen SG Stahl finanziell, sportlich und organisatorisch gesund an seinen Nachfolger übergeben.

Die Sportler dankten es ihm, verliehen ihm den Ehrenvorsitz, den er bis heute innehat. Mit Brandenburg an der Havel hat er sich mittlerweile arrangiert – Enkel und Urenkel sind alles echte Brandenburger geworden. Die beiden Söhne und die Tochter des mittlerweile verwitweten Menzel haben sich ihre Existenzen ebenfalls in der Havelstadt aufgebaut. Dennoch – er würde am liebsten noch immer alle Seen der Havel gegen seine Berge eintauschen, gegen seine Heimat, den Harz.

Der Weg des Sonnenseglers

Armin Schubert im Porträt

von Michael L. Hübner

Kunsterziehung in der DDR hatte etwas sehr Ambivalentes: Auf der einen Seite wurde ein profundes Bildungsangebot unterbreitet, auf der andern Seite aber war alles strikt ausgerichtet auf den einzig und ewig wahren Klassenstandpunkt. Was gelehrt wurde, bedurfte keines kritischen Hinterfragens. Es hatte gelernt zu werden – und zwar im Kollektiv. Bloß keine Individualität und schon gar keine Kreativität. Starke selbständige Persönlichkeiten waren nicht nachgefragt, sondern statt dessen funktionierende Rädchen im Getriebe. Das alles wollte dem studierten Pädagogen Armin Schubert noch nie so recht passen. Kinder sollten vielmehr ihren Kopf und ihre Hände, ihre ganze Individualität sinnvoll

und einfallsreich gebrauchen können. Aber nicht nur in dieser Hinsicht klappte zwischen der Realität und dem Anspruch der sozialistischen Idee für den 1941 im niederschlesischen Schweidnitz geborenen feinsinnigen und hochgebildeten Schubert immer eine unerträgliche Lücke. Als junger Grenzünteroffizier wollte er deshalb schon mit zwei Gefreiten in den Westen türmen, war schon „drüben“... Ein Gefreiter aber wollte seine Freundin nicht zurück lassen und zögerte. Schubert und dem anderen Kameraden war klar, dass der Zurückbleiber in Teufels Küche käme, wenn er sie nicht an der Flucht hinderte. Also kehrten sie alle drei um und blieben in der DDR. Beharrlich setzte Schubert dort seinen Wunsch durch Lehrer zu werden.

Das war alles andere als einfach für einen, der schon als Jungpionier den Pionerausweis zurückgegeben hatte um konfirmiert zu werden. Aber auch die Institution Kirche vermochte ihn auf Dauer nicht zu fesseln. Schubert wollte mit den jungen Menschen arbeiten – nicht sie verwalten. Zunächst jedoch wurde ihm das Abitur verwehrt – den Vater hatte die SED zurückgewiesen. Damit galt die Sippe als politisch unzuverlässig. Pech für Armin. Über den Umweg Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) klappte es dann aber doch. Lehrer für Deutsch, Geografie, Musik und vor allem Kunsterziehung wurde er. Sein unangepasster Geist aber, der jedem Zwang abhold war, machte ihn bei seiner Obrigkeit nicht eben beliebt. So stieß seine Idee, eine Jugendkunstschule in der Form der späteren Galerie Sonnensegel zu gründen, bei den Dogmatikern des Parteiapparates auf taube Ohren. Was Armin Schubert da vor hatte, sah nicht gerade nach Pionierrepublik aus. Und das reichte schon, um ihn zu behindern, wo es immer nur ging.

Seit 1987 reifte der Wunsch nach einer nonkonformen Jugendkultur- und Bildungsstätte zum Konzept. Die SED-Kreisleitung reagierte mit einem Verbot. Was Schubert da im Schilde führte, war eine politisch undenkbar und staatsgefährdende Idee. Schubert aber wandte sich an viele namhafte Künstler in Ost und West, stellte seine Idee vor, warb um Unterstützung und – bekam sie. Christa Wolf, Barbara Henniger, Günter Grass, Vicco von Bülow und selbst Kommunisten wie Ingeborg Hunzinger solidarisierten sich mit der Jugendkunstschule, spendeten Bücher, Kunst und Sachmittel, Geld und vor allem immer wieder das Gewicht ihrer Persönlichkeiten. Zögerlich begann die SED-Führung im Kreis einzulenken. „Na ja, man könnte ja mal... Aber wenn, dann nur unter dem Dache und der Leitung des Pionierhauses! So und nicht anders.“ Worauf das hinauslief, bedurfte keiner Erläuterung. Nein, das wollten sie nun gerade nicht, die jungen Sonnensegler. Ingeborg Hunzinger war empört und gab trotzig gegen die eigenen Genossen das Geld für den Ankauf des Nachbarhauses der Alten Lateinschule am Gotthardtkirchplatz.

Der heutige Theater-Vize Bernd Kessler ließ sich als juristische Person ins Grundbuch eintragen und dann konnte es los gehen. Die Wendezeit war angebrochen. Die Zeitungslandschaft durfte berichten – und jetzt nahm die Sache Fahrt auf. Bei den Abriss- und Entkernungsarbeiten halfen sogar NVA-Soldaten und LPG-Bauern. Ganz unproblematisch waren die Anfangsjahre, die in die Wendezeit hinein fielen, jedoch nicht – gerade in der unmittelbaren Vorwendezeit hatte die Stasi ein waches Auge auf die „feindlich-negativen Kräfte“. Zu spät. In dem Maße, in dem die DDR unterging, ging es mit der Galerie Sonnensegel bergauf. Allerdings wurde der junge Verein bald aus kommunaler Obhut in eine Freie Trägerschaft „entlassen“ und hatten sich fortan um seine Finanzierung selbst zu sorgen. Ein Kampf, oftmals wohl nicht minder fordernd als die Auseinandersetzung mit den ehemaligen Hartlinern der DDR. Heute hat sich die Galerie Sonnensegel, neben Schuberts beiden Töchtern wohl eines seiner „Lieblingskinder“, zu einer international anerkannten und renommierten Jugendkunstschule von Ruf gemauert. Wie weit der Ruf und die Kontakte reichen, zeigte der Weg einer der 30 Goldenen Tauben für Menschenrechte, eines Weltwanderpreises,

wobei jede Taube einen Artikel der Menschenrechtskonvention verkörpert. Taube 19, die den Religions- und Gewissensfreiheitsartikel symbolisiert, kam ursprünglich aus Thailand und fand von Pfarrer Schorlemmer aus Wittenberg zu Schubert, der sie seinerseits in der Alhambra zu Granada an die Künstlerin Antje Wichtrey übergab. Wichtrey ihrerseits überreichte die Goldene Taube im letzten August Außenminister Steinmeier, der bei dieser Gelegenheit in der Kindergalerie Sonnensegel eine Ausstellung der deutsch-spanischen Künstlerin zum Thema Menschenrechte eröffnete. Man ist versucht zu sagen, hier schlosse sich der Kreis. Doch weit gefehlt. Obgleich der seit vielen Jahren glücklich verheiratete Schubert die Leitung „seiner“ Galerie inzwischen an Matthias Frohl weitergereicht hat, ist nicht damit zu rechnen, dass der kämpferische Diplom-Pädagoge und Bundesverdienstkreuzträger je aufhören wird, sich weiterhin als aktiver Sonnensegler und Spiritus Rector dieser Kinder- und Jugendkunstwerkstatt in der ältesten Lateinschule der Mark einzubringen. „Was immer Du tust, tue es mit Bedacht und bedenke das Ende“ lautet das berühmte mittelalterliche Graffiti aus dem Obergeschoss der Lateinschule. Das Ende aber ist bei Schubert und seinen Sonnenseglern noch lange nicht in Sicht.

Deutsche Europameisterinnen

Wie ein Dutzend Frauen den deutschen Michel ins Abseits kicken

B. St. Fjollfross

Die deutschen Frauen sind Europameister im Fußball, zum fünften Mal in Folge und... NICHTS! Alles ruhig! Wo sind die Autokorsos, die wir im Übrigen zwar affig finden, aber – wo sind sie! Wo sind die Silvesterböller, die bei einer Männer-EM mit dem Abpfiff des Finales zum Schrecken von Millionen Tieren in den Himmel steigen! Wo sind die albernen Fahnen an den Automobilen, wo die grölenden Leute in den Kneipen und auf den Straßen? Nicht, das wir dieses Theater jemals gut geheißten hätten – aber, verdammt noch mal, wenn es jemand verdient hätte, dann diese Frauen!

Der Landbote ist nicht die „Brigitte“ und nicht die „EMMA“. Wir entbehren leider des Vorzugs einer Journalistin wie Alice Schwarzer in unseren Reihen. Wir sind auch keine übertriebenen Apologeten des Matriarchates, gleichwohl wir uns die Welt unter weiblicher Rigide etwas ruhiger vorstellen könnten. Aber was hier passiert, das treibt uns die Hörner aus der Stirne.

Vielleicht besteht die Landboten-Truppe auch nicht aus Männern, die unbedingt jedem Klischee entsprechen, was man so von denen Kerls hat. Fußball gehört nicht zu den Dingen, die uns hinter dem Ofen hervorlocken und ein Porsche interessiert uns nicht einmal annähernd so sehr wie ein guter Tretroller, der kleinen Kindern zur Freude dient.

Hier geht es um etwas anderes. Hier haben sich Frauen eine Macho-Domäne erobert und das mit einer Force, die Dschingis-Chan vor Neid erblassen lassen würde. Wenn wir einem Fußballspiel begeistert folgen, dann kann man beinahe sicher sein, dass es von Frauen ausgetragen wird. Wegen der hübschen Beine etwa? Blödsinn. Eine Frau ist für jeden einzelnen von uns dann attraktiv, wenn ihr Geist und ihre Seele ihre physischen Reize zur hübschen Nebensache deklassieren. Wenn man an ihren Augen und an ihren Lippen hängen bleibt und darüber den Blick auf ihre Oberweite völlig vergisst. Und umgekehrt ist uns eine Frau, die weiter nichts zu bieten hat, als ihre makellose Haut und ihre Rundungen keine fünf Minuten unserer Zeit wert. Diese elf

Mädchen, diese Sportlerinnen, diese modernen Amazonen aber reißen uns vom Hocker. Keine keuchenden und stöhnenden Tennisbarbies, deren Röckchen nicht hoch genug rutschen können. Die hier sind Sportskanonen, Frauen, die jedes Vorurteil über die Männerdomäne Fußball in den Orcus getreten haben: Fußball könne nur von maskulinen Jagdkollektiven gespielt und verstanden werden... Hahaha! Von der Bundestrainerin Silvia Neid bis zur Auswechselspielerin auf der Reservebank hat jede Einzelne bewiesen, dass sie eine ganze Menge von dieser Mannschaftssportart versteht und jedem Menschen, der Damenhandball oder Hockey seit Jahrzehnten verfolgt, hätte diese Erkenntnis schon lange dämmern müssen.

Nein, hier bleibt alles totenstill, weil die Frauen noch ganz etwas anderes gemacht haben als nur grandios zu siegen. Sie haben einen im Vergleich zu ihren männlichen Pendanten gewaltfrei und sauber gespielten, strategisch brillanten Fußball gezeigt und sie haben den Millionenschweren Bübchen und ihren Trainern, die hierzulande gehandelt werden, wie altrömische Feldherren, die Hosen so gründlich heruntergezogen, dass man schon von einer Kastration sprechen kann.

Weglügen kann man diese Erfolge nicht mehr – also werden sie mit einem jämmerlichen, einem beschämenden, einem peinlichen Schweigen übergangen. Diese Frauen ließen einmal mehr eine Fußballatmosphäre aufleben, wie sie wohl das letzte Mal im Berner Stadion herrschte, als Deutschland nach dem Kriege erstmalig Weltmeister wurde. Aber diesmal brüllt niemand. Der Preußische Landbote schämt sich abgrundtief für die teutonischen Männchen, die ihr Maul nur aufkriegen, wenn ihresgleichen mal einen Ball ins Tor bekommt.

Wir sind keine laute, marktschreierische Gazette – aber wir wollen hier und an dieser Stelle Farbe bekennen: Frauen, deutsche Fußballfrauen: Für euch sollte der Minnesang neu erfunden werden, denn ihr habt es verdient besungen zu werden. Ihr seid schwarz-rot-goldene Heldinnen, denen das gleichfarbige Land Dank schuldet. Denn ihr beweist der Welt, das zwischen Rhein und Oder noch immer mehr wächst, als überbezahlte und nationaltaumelnde Großschnauzen. Wir gratulieren Euch und wir freuen uns mit euch. Ein dreifach Hurra für solche Frauen! Hurra, Hurra, Hurra!

Ein Diakon in der Bütt

Werner Kießig und die DDR

von Michael L. Hübner

Eine Art Wende, eine innere Abkehr vom Sozialismus hatte sich bei dem damals 16jährigen Werner Kießig schon im Jahre 1953 vollzogen, dem Jahr, als Stalin starb und der Volksaufstand des 17. Juni losbrach. Der junge Werner durfte Volkspolizisten auf Streife begleiten, welche die anstehenden Wahlen gegen Anschläge des Klassenfeindes zu schützen hatten. Bei einer dieser nächtlichen Patrouillen erwischten sie einen alten Mann, der sich gegen eine Häuserwand erleichterte. Unter Tritten und Schlägen wurde der Alte in den Polizei-EMW gedroschen. Das sollte die neue Zeit sein? So also sprangen die Weltverbesserer mit den Menschen um? An diesen Bildern war nichts Neues. Das kannte man schon. War gar nicht so lange her. Kießig war bedient. Er, der fromme Katholik, hatte dafür kein Verständnis. Und die neuen Machthaber hatten keines für ihn und seine Glaubensgenossen. Als der in Brandenburg an der Havel geborene und bei der Energieversorgung ausgebildete Betriebselektriker im RAW Kirchmöser 1958 eine Schotterbettreinigungsmaschine reparierte und dabei versehentlich eine

Zange in die Antriebsketten fiel, wollte man ihm gar Sabotage unterstellen. Da war er wirklich in Gefahr. Gefahr aber sollte für den Hobby-Dichter ein Dauerzustand werden, als er ab 1970 beim Brandenburger Karneval in der Bütt stand und mit seinen berüchtigten Büttreden von der unverbrieften Narrenfreiheit bis an jegliche Schmerzgrenze Gebrauch machte. Selbst um absolute Reizthemen wie der Einmarsch der Roten Armee in Afghanistan machte er keinen Bogen. Es hätte nicht viel gefehlt und die Genossen hätten sich bekreuzigt und manch einer sah es als ein Wunder an, dass ihm der Werner Kießig am nächsten Tag noch immer ohne Handschellen auf der Straße begegnete.



Der Staat bedankte sich anderweitig. Die sechsköpfige Familie Kießig behauste mit ihren vier Söhnen eine anderthalb-Zimmer-Wohnung im dritten Stock – Klo im Parterre.

Kießig aber blieb sich und seinem Glauben treu, warf den Elektrikerberuf hin und wurde Dekanatsfürsorger und ab 1981 Diakon der katholischen Kirche. Erst diente er unter dem alten Pfarrer Semrau in der Dreifaltigkeits-Gemeinde. Später, 1995, schickte ihn sein Bischof für acht Jahre auf die Insel Rügen, dann, als Rentner schon, noch mal fünf Jahre ins Rhinluch, nach Fehrbellin. Das aber war schon nach dem Untergang der DDR, den Werner Kießig als folgerichtig und unvermeidbar voraussah.

Aktiv politisch mitgestaltet hat er diese Wende nicht. Nein, das war ihm nichts. Zugesehen hat er sehr interessiert. Für ihn, den Christen, war es frappant, wie sich scheinbare Zufälligkeiten und Übereinstimmungen ergaben: Siebzig Jahre Sowjetunion bis zu ihrem Fall – siebzig Jahre babylonische Gefangenschaft; vierzig Jahre DDR – vierzig Jahre des Umherirrens der Kinder Israels nach ihrem Auszug aus Ägypten in der Wüste; sieben Montagsdemonstrationen in Leipzig, bis das System brach – siebenmal umrundeten Josuas Truppen die starken Mauern Jerichows, ohne sie zu stürmen – dann brachen die Verteidigungsanlagen einfach in sich zusammen. Das stimmt ihn, den ehrenamtlichen Mitarbeiter des christlichen Radiosenders Horeb, nachdenklich.

Ihm ist, als spräche sein Gott aus diesen Ereignissen. Es war wie mit diesem alten Nietzsche-Witz: Die DDR hatte Gott für tot erklärt – und jetzt war sie es selbst. Ganz sang- und klanglos. Dass die Mauer, die nach Erich Honeckers Aussage noch einhundert Jahre stehen sollte und deren Sperranlagen kurioserweise nicht nach außen, sondern nach innen wiesen, nicht den Klassenfeind am Eindringen, sondern den eigenen Bürger am Abhauen hindern sollten, nach einem dussligen Versprecher Günter Schabowskis einfach so umkippte, hatte er erst gar nicht realisiert. Tränen in den Augen? Nein. Er sagte nur: „Das das so einfach geht...?!“

Am Grenzübergang Marienborn half ihm ein Grenzer, den defekten Wartburg von der Fahrbahn zu rollen und sah sich nach einer Pannenhilfe um. Derselbe Grenzer, der ihm gestern noch die Maschinenpistole unter die Nase gehalten hätte, half ihm jetzt. Ein Mensch mit zwei Gesichtern? Nein, sagt Kießig, das ist die Angst! Die verbiegt die Menschen und lässt sie so sein, wie sie eigentlich gar nicht sein wollen. Ansonsten glich das Jahr 1989, wie der alte Pfarrer Semrau sagte, dem Jahre 1949: Keiner hatte Schuld und überhaupt waren alle schon immer dagegen gewesen. Das war für Kießig

enttäuschend, wie auch der Umstand, dass sich bereits an den Runden Tischen das erste Machtgehabe wieder zu profilieren begann. „Gott verhüte, dass die jetzt sagen sollen, wo es lang geht...“ wandte sich Kießig an seine oberste Instanz. Gott hatte nur teilweise ein Einsehen.

Die Wende brachte dann einem anderen Werner Kießig vom Verband bildender Künstler aus Berlin Einsicht in dessen Stasiakte. Da stand etwas drin von einem Christoph Kießig, der am Brandenburger Hauptbahnhof von Transportpolizisten aufgegriffen worden sei, weil er einen dieser „Schwerter zu Pflugscharen“-Aufnäher trug. Der Berliner Kießig kannte keinen Christoph seines Namens. Wie auch! Christoph war der Sohn des Brandenburger Karnevalisten mit der spitzen Zunge. Die Stasi hatte versehentlich Aktenmaterial vertauscht. Kann ja mal passieren, bei so dicken Akten in Brandenburg und Berlin. Christoph, der mit seinen Brüdern Clemens und Claudius übrigens bei der legendären Brandenburger Band „Patchwork“ musiziert, hatte den feinen Humor seines Vaters geerbt: Auf seinem von der Trapo reklamierten Aufnäher stand fortan: Schwertfische zu Flugenten! Es war, wie der Vater in seiner Bütt 1972 im Großen Roland auf dem Molkenmarkt verkündete: Ick bin nur'n Clown, ick kann nischt dafür...

Gesine Schwan malt schwarz

Don M. Barbargrigia

Gesine Schwan ist chancenlose Bundespräsidialkandidatin und Wirtschaftsfachfrau. Und sie ist keine, definitiv keine Idiotin. Angesichts der üblen Wirtschaftslage und der über das Reich hereindonnernden Krise orakelt diese kluge Frau, dass es zwangsläufig im Folge der sich verschärfenden Wirtschaftskrise zu sozialen Unruhen kommen wird. Und sie wird dafür abgewatscht. Von allen Seiten. Schön. Nein, nicht schön! Zumindest zeigt uns dieser Vorgang, wo die wirklichen Idioten in dieser Republik zu suchen sind: Nämlich in den Reihen all jener, welche die ehemalige Erste Viadrinenserin der Panikmache schelten. Denn natürlich hat sie recht! Das ist doch für jedermann, der von eins bis drei zählen kann, ersichtlich. Eine Binsenweisheit.

Die Leute aber, die den doofen Michel, den großen Lümmel, weiterhin einlullen wollen, mit ihrem dämlichen Gewäsch, von wegen wie stark doch Michelchen wäre, und wie gut er aufgestellt ist, die handeln verantwortungslos. Wie gut ist den die deutsche Opel aufgestellt, hä? Das propere Mädäl hängt leider an den verwelkten Zitzen ihrer bösen Mama GM in den Vereinigten Pleite-Staaten von Amerika. Nein, diese Schönwetter-Propheten sind wie Hurrikan-Meteorologen, die den Bewohnern der Tornado-Alley weismachen: „Wenn der Zyklon mit Stärke 5 über euer Grundstück hinweggefegt ist, dann nehmt ihr den Laubsauger, saugt das heruntergefallene Laub auf und danach setzt ihr euch schön entspannt wieder in eure Hollywood-Schaukel und genießt den Rest des Abends!“ Seid ihr Trottel eigentlich noch zu retten? Da gibt's hinterher keinen Baum, keinen Laubsauger, keinen Schuppen und kein Haus mehr! Und die Blätter auf der Gemarkung dürften das allergeringste Problem sein.

Diejenigen, die Frau Schwan jetzt übers Maul fahren, müssen doch ein ganzes Volk für komplett blöde verkaufen. (Womit sie vielleicht gar nicht mal sooo unrecht haben. Aber sooo recht denn nun auch wieder nicht.) Man kann doch nicht erwarten, dass wirklich alle Deutschen ihren Geschichtsunterricht zur Gänze verpennt haben bzw. zu einfacher Analyse und Reflektion nicht mehr befähigt sind. Gesine Schwan der Panikmache zu zeihen bedeutet eine nahtlose Fortschreibung der oft kolportierten

Legende von Marie Antoinette, die auf die Vorhaltung, das Volk schreie nach Brot weil es keines habe, süffisant und etwas realitätsfern geantwortet haben soll, dann möge das Volk eben Kuchen essen. Hat die unglücklicher Habsburgerin natürlich nie gesagt, so behämmert wie deutsche Politiker war sie trotz aller Dekadenz nie gewesen – aber das Malmot hält sich hartnäckig. Im Gegensatz zur Bastille übrigens. Von der kündigt nur noch ein Platz, wo in etwa sie einmal vor den „sozialen Unruhen“ stand. Aber der deutsche Michel ist ja kein Franzos'. Hier werden keine Barrikaden gebaut, keine Bastillen gestürmt und keine Könige geköpft, oder? Mir san kreizbrave Leitle und lassen uns von deana Spekulanten das Fell ganz genügsam und ruhig über die Ohren ziehen...

Dass Marie Antoniettes unterstellte Denke nicht per se unmöglich erscheint, beweisen die Reaktionen der Anti-Schwanisten. Die wissen übrigens in aller Regel genauso gut wie Gesine Schwan, was auf das deutsche Volk und damit möglicherweise auf sie selbst zukommt – nur, so wie der Onkel Doktor dem Moribunden als Allerletztem sagen würde, dass er Krebs hat und das diese Diagnose seinen unweigerlichen Tod bedeutet, so würden diese weisen Volkslenker eine so herbe Wahrheit ihrem doofen Volk nie überantworten. Der Delinquent soll ja möglichst geräuschlos hinübergehen und nicht noch vorher zum Ärger aller Umstehenden ein wildes und unwürdiges Gezappel beginnen.

Wider besseres Wissen zu reden ist gewissenlos und niederträchtig. Wenn die Sache dann aber auch noch nach dem Verdacht zu stinken beginnt, dass diese Infamität benutzt werden soll, um der Bundespräsidialkandidatin Schwan den Rest ihrer Chancen zu nehmen, sozusagen auf der politischen Bühne den Sack zu zu machen, dann ist das der Gipfel der ehrlosen Lumperei.

Was fürchtet man denn? Dass die Menschen mit dem Erkennen dessen, was da auf sie zurollt, im Vorfeld beginnen panisch die Laternen einzuschmeißen? Will man die Nacht der langen Messer noch ein wenig hinauszögern, um dem lieben Gott vielleicht noch eine Chance zu geben, eine rettende Idee oder wahlweise ein paar weitere durch Arbeit ungedeckte Billionen-Schecks vom Himmel regnen zu lassen? Das ist alles unlauter und vor allem ist es hundsgemein!

Die Erfahrung mit der DDR selig hat eindrucksvoll gezeigt, dass eine solche Blase früher oder später mit lautem Knall platzt. Während Gestapo-Kalfaktor Ete Honecker im Palast der Republik einen Toast auf die nächsten vierzig Jahre DDR ausbrachte, steptte draußen auf der Hundebücke bereits der revoluzzende Bär. Das ekelhafte Gewürz der Volksversarische hatte der brodelnden Suppe erst die rechte Feurigkeit verliehen. Doch wie heißt es so schön bei Sankt Tucholsky: Und immer ist schon einer dagewesen. Und immer sind da schon Spuren im Schnee...

Müssen die Gewinner der Geschichte eben die Erfahrungen der ihnen unterlegenen proletarischen Parvenüs wiederholen, die von ihnen in den letzten 20 Jahren immer so hochnäsigt belächelt wurden. Was soll's... Das Schlimme dabei ist, dass die verfluchte Schönfärberei das Volk verhindert sich vorzubereiten, oder, um bei unserem oben zitierten Bilde zu bleiben, den Sturmbunker aufzusuchen. Das geschönte Gefasel soll die Leute in einer gefährlich falschen Sicherheit wiegen. Und das ist kriminell.

Für den Landboten steht fest: Er wird Gesine Schwan die Daumen halten, auch wenn's nichts nützt und sie von einer anderen Partei kommt. Jedenfalls taugt die ehrliche Ostfrau mehr als der beschwichtigende Amtsinhaber Köhler. Ein unehrlicher Präsident ist nämlich nun wirklich das allerletzte, was das Reich gebrauchen kann.

Gewalt in Deutschland

ein Land verroht

von Don M. Barbagrigia

Wir schrieben es bereits, als der Landbote noch ein ganz junges Blatt war, frisch geschlüpft und noch voller Eifer, Zorn und missionarischem Geist. Mit Sorge beobachteten wir den zunehmenden Verlust von Respekt und Achtung vor dem Leben in einer immer brutaler und einsamer werdenden Gesellschaft. Nun – es stimmt uns nicht glücklich, uns in unseren Unkenrufen auf so tragische Art bestätigt zu sehen.

„Frustrierte“ Jugendliche, deren Leben so hohl ist, wie sie selbst, ballern, stechen und schlagen um sich – in Schulen, auf Bahnsteigen, mitten in der Fußgängerzone. Das Theater um die Schulmassaker schreckt sie nicht – im Gegenteil: Es scheint sie noch zu befeuern. Die Bilder von der Münchener U-Bahn und die drakonischen Strafen für die Täter sind ihnen egal. Banditen löschen das Leben eines Geschäftsmannes aus, der wertvoll war für die Gesellschaft, der etwas leistete, dessen Leben anderen Menschen ein Segen und Nutzen war. Kaum denkt der Herr Bundespräsident darüber nach, diesem Helden das Bundesverdienstkreuz posthum zu verleihen, da fällt eine Mädchenbande wieder über einen Anfangsvierziger her, der einem älteren Mann beistehen wollte. Und es vergeht kein Tag, da die Nachrichten nicht über neue, derartige Vorfälle zu berichten haben. Nach Erfurt und Winnenden folgten nun Ansbach, Chemnitz... Mit viel Glück ohne tödlichen Ausgang. Trotzdem!

Nein, die bestehenden Gesetze reichen aus. Na klar doch! Man muss sie nur ausschöpfen... Was für ein dämliches Geseier! Es ist uns nach dem oben Angeführten klar, dass die Ganoven im Augenblick der Straftatbegehung keinen Gedanken an die Strafe verschwenden, daran, dass sie ihr Leben ein für alle mal versauen und – was noch viel schlimmer ist – das Leben der anderen. Selbst mit der Todesstrafe würden wir dieses Pack nicht zur Räson bekommen. Das desaströse Beispiel der U.S.A. lehrt uns dies anschaulich.

Nähern wir uns aber mal der Problematik von einer anderen, einer historischen Warte her! *Actioni contrarium semper et aequalem esse reactionem*, lehrt und Isaac Newton. Oder anders ausgedrückt: Aktion ist gleich Reaktion.

Auf die stumpf-dumme Gewalt der Nazis folgten die Antiautoritären, die keinen vergleichbaren, jedoch nichtsdestotrotz ebenfalls schlimmen Blödsinn veranstalteten. Es war ein langer Weg, bis die Gesellschaft es aufgegeben hatte, dem Phantom einer modernen homozentrischen Idee nachzujagen, die das Rudeltier aus den hierarchischen Zwängen befreien sollte, denen Rudeltiere nun mal unterliegen. Schon Kindern müssen Grenzen gesetzt werden – sie fordern sie nachgerade ein und es ist ein schweres Verbrechen an denen Heranwachsenden, ihnen solche Grenzen vorzuenthalten oder aus welchen gefühlsmäßigsten Erwägungen auch immer heraus zu verweigern! Denn die persönliche Freiheit des Einzelnen endet in einer Gesellschaft immer dort, wo die Interessen des Nachbarn tangiert werden.

Diese schon im Grundgesetz verankerte Wahrheit aber kam in den letzten Jahrzehnten leider immer unzureichender bei den Jugendlichen an. Viel zu sehr war die Gesellschaft damit befasst, sich zu individualisieren und – jeder für sich und GOTT gegen alle – dem eigenen Profit hinterherzujagen. Das Signal, das damit an jedermann ausgesendet wurde, findet bei den verrohten und geistig minderbemittelten Tätern eine unselige Potenzierung. Da diesen Strolchen nie suffizient Grenzen gesetzt wurden, sind sie sich auch nicht im

Mindesten darüber im Klaren, dass diese Grenzen von ihnen permanent überschritten werden. Nun ist das Kind in den Brunnen gefallen, das Pendel schwingt unter dem Eindruck langsam zurück in Richtung Moral und Rechtsempfinden und dass beide wohl höherwertiger rangieren, als die egomanischen Entgleisungen einiger Weniger.

Selbstverständlich muss das Strafmaß heraufgesetzt werden. Lebenslänglich muss auch wieder lebenslänglich bedeuten. Unter härtesten Bedingungen sollen die Schwerst-Kriminellen gehalten werden, bis sie hinter Gittern ihre armselige Existenz beenden.

Bis zu diesem Zeitpunkt haben sie mit tätiger Schwerstarbeit den Schaden, den sie angerichtet haben, zu relativieren. Kein Luxusknast, kein teurer Knastpsychologe und vor allem nicht dieses permanente Herumgerede auf der Unverletzlichkeit der Menschenwürde, derer sich diese Assassinen schon lange begeben haben.

Ihre Unterbringung darf die Gesellschaft nichts kosten, denn diese Brut gehört nicht mehr zu der von ihnen so nachhaltig geschädigten Gesellschaft. Man soll sie brutalst möglich ausbeuten und gerade so am Leben erhalten. Das Geld aber, was man durch diese Schurken gewinnt, soll auf Heller und Pfennig denen Opfern oder deren Hinterbliebenen gegeben werden.

Actio est Reactio. Das ist ein Naturgesetz. Wann immer sich Menschen einbildeten, Naturgesetze zu ihren Gunsten relativieren zu können, ging der Schuss früher oder später furchtbar nach hinten los. Dessen sollten sich die Legislative und die Jurisdiktion bewusst sein. Machen sie so weiter wie bisher, wird sich das Volk irgendwann einmal für die entscheiden, die ihnen versprechen, gegen solche Verbrecher mit harter Hand vorzugehen.

Wir wissen, von wem die Rede ist, nicht wahr? Der Schaden, den diese Kardinalverbrecher der ganzen Welt verursacht haben, das Leid, was die über Millionen von Menschen brachten, sollte jedem denkenden Menschen eine deutliche Warnung sein. Das Volk aber denkt nicht. Es will nur sicher sein vor Amok laufenden Canaillen. Und das will es mit Recht!

Das Blöde daran ist nur, dass es nach diesem Szenario einen Haufen kleine Lumpen gegen eine Camarilla von Mega-Strolchen eintauschen würde. Man könnte dem schon auf der Schiene vorbeugen, wenn sich die Demokratie endlich nicht länger als zahnloses, altes Weib präsentieren würde, das von niemandem mehr ernst genommen wird.

Und – CAVE – es kommt nicht darauf an, wie man sich selbst sieht, liebe Volksvertreter, sondern alleweil darauf, wie man wahrgenommen wird.

Ein Nachsatz sei dem vermeintlichen Allheilmittel „Bildung“ gewidmet, die angeblich aus verderbten Kreaturen anständige Menschen zu machen in der Lage sei. Das ist ein alter Irrtum der Aufklärer, der bereits seit der Zeit des Nationalsozialismus als überwiesen betrachtet werden kann: In der zweiten, der entscheidenden Reihe des braunen Regimes tummelten sich die Hochgebildeten zu Scharen und auch das kommunistische System der DDR wurde nicht primär von den Parvenüs des Politbüros getragen sondern von den nachgeordneten Chargin, deren Ausbildung zum teil fulminant war.

Der Ungebildete tritt einen Menschen zu Tode – der Gebildete möglicherweise derer Hunderte. Es kommt also nicht so sehr auf das Wissen an, was man in diese Kreaturen hineinpumpt, sondern auf die Herzensbildung. Aber wie soll das eine Ellenbogengesellschaft leisten, die sich solcher Werte schon lange um des schrankenlosen Egoismus willen einschlagen hat?

Gottesmann im Herzen der Stadt

Michael Kiertscher ist der Pfarrer an St. Katharinen

Michael L. Hübner

„Man kann immer nur so viel geben, wie man hat. Mehr nicht. Was drüber ist, das ist geklaut“, sagt Michael Kiertscher leise lächelnd. Der 57-jährige Pfarrer von St. Katharinen, der um so vieles jünger aussieht, gibt alles. Man sieht es ihm kaum an – dieses aberwitzige Arbeitspensum, welches der Gottesmann tagtäglich schultert. Denn er ist mit der Seele dabei. Es macht ihm Freude, Priester zu sein an einer der schönsten und größten Kirchen der Mark, aber mehr noch ist er ein Priester seiner Gemeinde. Seelsorger, Manager, Pädagoge, Psychologe – und doch geht alles in einer beschaulichen Ruhe



vonstatten. „Wissen sie was, kommen Sie doch einfach mal mit und begleiten Sie mich!“ Spricht's, greift nach seiner Gitarre und geht die Treppe hinunter zum Kindergarten im Erdgeschoss des Gemeindehauses.

Die Kinder scharen sich um ihn. Er singt mit ihnen. Plötzlich hat er ein Bilderbuch in der Hand. Die Kinder lauschen gespannt, als ihnen der Pfarrer die Geschichte vom Zöllner Zachäus aus Jerichow erzählt, der auf einen Baum kletterte um Jesus bei seinem Einzug in die uralte Stadt besser sehen zu können. Der Pfarrer selbst wird zu dem Baum – ein kleiner Junge erklimmt seine Schultern. Die Kinder verstehen – das ist anschaulich.

Und der Pfarrer erzählt ihnen von dem reichen Zachäus, der von Jesus besucht wurde und sich danach in einen besseren Menschen wandelte. Noch ein Lied zum Abschluss, dann geht's wieder weiter. Eine Stunde später muss er die traurigste Pflicht eines Pfarrers wahrnehmen: ein Menschen ist zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten. An einem Vormittag treffen sich im Wirken dieses Mannes des Lebens Ein- und Ausgang.

Beinahe symbolisch. Allem, was dazwischen liegt, gilt seine Aufmerksamkeit, seine Sorge, seine Zuwendung. Es sind nicht nur die Gottesdienste, die Gemeindefarbeit, die Projektarbeit für Aktivitäten, die weit, weit über seinen Sprengel hinausreichen – wie „Brot für die Welt“ zum Beispiel.

Der Riesenkörper der St. Katharinenkirche ist eine ständige Baustelle, das Gemeindehaus bedarf permanenter Wartung – auch wenn es dank der emsigen, zehnjährigen Tätigkeit des Fördervereins nun wieder in neuem Glanze erstrahlt und sogar einen eigenen Aufzug besitzt.

Die Leute fragen an, wann denn der Turm wieder zu besteigen wäre. Auch dafür hat sich ein Förderverein konstituiert – gegenwärtig aber ist man schon froh und glücklich, interessierten Besuchern einen der phänomenalsten spätmittelalterlichen Dachstühle zeigen zu können – den nämlich seiner Kirche. Auch das war eine – mit Verlaub gesagt – Heidenarbeit!

Also ist der Pfarrer gleichzeitig Organisator, erster Mitstreiter seiner rührigen Gemeindeglieder, ohne die das alles nicht zu meistern wäre. Zu Hause ist dann keineswegs Feierabend. Mit seiner Frau, einer gelernten Krankenschwester, hat er fünf Kinder großgezogen, ist stolz auf sie alle, liebt sie und gibt und gibt und gibt. Eine Tochter hat es hart getroffen. Sie wird

wohl nie ohne fremde Hilfe und Unterstützung leben können. Doch sie hat trotz alledem großes Glück, denn sie lebt in einer Familie, in der die Liebe mit am gemeinsamen Tische sitzt. Für sie alle ist er da und keine Spur von Verhärtheit ist dem gütigen und fröhlichen Michael Kiertscher ins Gesicht geschrieben. Sein Schicksal ist ihm von seinem Gotte zugewiesen – und so nimmt er es entgegen: Ein Geschenk.

Dabei war es dem jungen Michael Kiertscher nicht an seiner Wittstocker Wiege gesungen worden, dass er einst den Beruf seines Vaters ergreifen würde. Die Fünfziger und Sechziger – das war eine Zeit, als die Kommunisten mit dem religiösen Unfug der letzten Jahrhunderte aufräumen wollten um jeden Preis.

Als von Arrangement und friedlichem Nebeneinander noch nicht die Rede war. Als über die Institution der Kirche als Jahrhunderte langer Teil und Helfer der Ausbeuterklasse der fortschrittliche Stab gebrochen war.

Nun gut, in der DDR ging man noch relativ moderat mit den Christen um – Westdeutschland war doch zu nahe und außerdem hatten sich schon die Nazis am tief im Volke verwurzelten Christentum die Zähne ausgebeissen.

An neuen Märtyrern bestand kein Bedarf – aber schwer konnte man es ihnen schon machen. Michael Kiertscher sah, wie sein Vater zu kämpfen hatte. Materiell vermögend konnte man als Kirchenmann in der DDR auch nicht gerade werden.

Der Begriff der „armen Kirchenmaus“ stand eher für das Gegenteil. Also wollte der junge Absolvent der Potsdamer EOS Nr. 4, dem späteren Helmholtz-Gymnasium, nach dem Wehrdienst zunächst einen technischen Beruf auf dem Gebiete der Mathematik und Informatik studieren.

Dennoch – als Mot. Schütze, also Infanterist, trug er stets und ständig eine kleine Bibel in der Uniform mit sich herum.

Irgendwann wuchs dann im Herzen der Wunsch – ich werde Pfarrer. Die technische Arbeit konnten auch andere verrichten. Aber Pfarrer werden – das liegt nicht so vielen. Also begann er sein Theologiestudium am Berliner Paulinum. Während des Studiums nahm er an einem christlichen Zirkel teil, der eine kleine Teestube betrieb.

Hier traf er auch den berühmt gewordenen Ostberliner Wehrdienst-Totalverweigerer Nico Hübner. „Der hatte so was Radikales, Fanatisches...“ Nein, das war nicht sein Weg. Auch im leisen Wirken kann eine große Kraft liegen. 1980 nahm er eine Dorfpfarrstelle im Oderbruch an und wurde 1984 nach St. Pauli in Brandenburg versetzt.

Die einst wunderschöne Klosteranlage bot sich seit dem Ende des Krieges als traurige Ruine dar. Das berührte ihn sehr. Alles sah so sehr nach Stagnation und Verfall aus. Alte Häuser und Mauern fielen einfach um.

Die Gemeinde – aber war lebendig und ihr widmete sich der neue Pfarrer fortan. 1986 beging er die 700-Jahrfeier des Pauliklosters. Das war denkwürdig. 15 Jahre später feierte die Katharinengemeinde das 600jährige Jubiläum der Einweihung ihrer Kirche in der heutigen Gestalt. Da war er schon Katharinenpfarrer.

Und ist es bis heute: Pfarrer einer der stolzesten Kirchen der alten Chur- und Hauptstadt. Das ist zwar schön, aber im Grunde genommen zweitrangig. Denn der Pfarrer Michael Kiertscher tut seinen Dienst dort, wo sein Gott ihn haben will, ein wahrer evangelischer Geistlicher eben.

Herrentag

von B. St. Fjollfross

Diesmal aber hatte ein Gott Erbarmen... Am 21. Mai des Jahres 2009, Christi Himmelfahrt bei denen westlichen Christen, Vater- oder „Herrentag“ bei denen westlichen Schwachköpfen, regnete es. Ein wahrer Segen. Denn dieser Regen dämmte den unendlichen Zug der wie Narren gewandeten, grölenden und tutenden Männchen ein, die in den wenigsten Fällen der Gattung der „Herren“ zuzurechnen sind. Sie schmückten sich mit Flieder, setzten sich närrische Hüte auf und fahren auf Drahteseln oder Kremser-Kutschen in irgendeine vorbestimmte Schänke um sich dort die Hucke vollzulöten und sich sodann mit ihrem daraus bedingten Verhalten endgültig sämtlicher Menschenwürde zu geben.

Einen wahrhaft erbärmlichen Anblick geben sie dann ab. Viele Frauen aber, anstatt diesen traurigen Gestalten in den besoffenen Hintern zu treten, lächeln milde: „...einmal im Jahr, ach, lass sie doch...!“ Ja, lass sie man! Was sie im besten Falle ein Jahr unterdrücken, ihren wahren Charakter nämlich, dieses dem menschlichen Verstande so ferne infantile Gekasper, das entlädt sich an diesem Tag, der so alles andere ist als ein „Herrentag“.

Und man bedenke: sind das nicht die selben Gestalten, die sich da freiwillig aufführen wie die Idioten, welche sich doch sonst so wichtig nehmen, dass sie bereit sind, dem Nächsten beim geringst-kritischen Blick die Fresse zu polieren? Nein, in dieser oder jener Gewandung - es bleiben die gleichen kleinen Spruze.

Wie heißt es doch so treffend: Eyn Säu bleibet eyn Säu und wenn man yhme gelichen eyn gülden Kleid anzöche! Ein wahrer Herrentag aber, dass wären würdige Ehrenmänner oder Gentlemen im feinen Zwirn, einen guten Whisky in der einen und ein gutes Queue in der anderen Hand, oder ein paar handfeste Kerls, die beschaulich ihren Skat dreschen, oder im Park Schach spielen. Aber dieses sinnlose, abstoßende Gejaule und Getute, dieses Gegröle und Gesaufe zu völlig bescheuerten Schlagern, dieses sich anschließende Wälzen im eigenen Erbrochenen, die Kamikazefahrten mit Fahrrädern und Autos, die obligaten Schlägereien – das ist ein Idioten-, aber mit Sicherheit kein Herrentag.

Jacob der Große

Ein Sohn der Chur- und Hauptstadt bläst zum Sturm auf das Kanzleramt

B. St. Fjollfross

Da wird es eine Frau und einen Mann geben in dem schönen Viertel „Eigene Scholle“ zu Brandenburg an der Havel, die werden ihr Glück kaum in Worte fassen können. Nicht, dass sie im Lotto gewonnen hätten, 6 aus 49 oder dergleichen. Na ja, in gewisser Weise schon: Sie haben einen Sohn, der heißt Jacob Schrot und ist mal gerade 18 Jahre alt und dieser Jüngling ist der Hammer! Jacob Martell, Jacob der Große –



Jacob, die stärkste deutsche Angriffswaffe der Nachkriegspolitik seit dem Königstiger. Ein Polit-Casting beim ZDF: (Castings sind sonst unsere Sache nicht. Aber diese, geboren aus der Not der zunehmenden Politverdrossenheit der deutschen Jugend und der Teutonen insgesamt.) Und hier nun betrat der junge CDU-Kämpfe die Arena. Treue Landbotenleser werden sofort sagen: „Aha, der Lodzfahrer, der gemeinsam mit Herrn Hübner vom Landboten den polnischen Studenten der dortigen Universität das Wesen des deutschen Nachbarn etwas näher gebracht hat. Und da stand er nun. Auffällige weiße Schuhe zu dunklem Anzug – ein Schlacks von einem Kerl. Wenig gemein hat er mit den aufgedonnerten, smarten Jungwessis an seiner Seite.

Vor allem, was den freien und hochgebildeten Geist betrifft, ist er ihnen um Längen voraus. Ach was, da liegen Welten dazwischen. Er hat seine Konkurrenz abgeräumt, er hat sie blass aussehen lassen – er hat sie als bleiche Schatten an die Wand gespielt, diese armseligen Gestalten aus dem steifgefrorenen Westen des Vaterlandes.

Hier betrat ein Sohn des Ostens, Ostelbiens, den Plan – hochgebildet, mit regem Geist, geschult und doch offen für alles – ein Kanzler der Zukunft, dem von 200.000 Abstimmern überwältigende 72,6% ihre Stimme gaben. Gegenüber 2.800 Kandidaten hat er sich durchgesetzt – der Prachtkerl. Jacob Schrot, eine Ein-Mann-Armee der Politik. Die Jury war ihm erlegen, den Saal mit 500 Menschen nahm er im Sturm, das Volk an den Bildschirmen konnte gar nicht mehr anders entscheiden. Sicher, das abschließende Statement, das kam ein bisschen hölzern, ein bisschen müde und abgekämpft.

Da war der Hamburger geschmeidiger. Aber für den hanseatischen Kindermacher war nichts mehr zu retten. Diese letzte Offensive konnte das Ruder nicht mehr drehen. Jacob Schrot – das ist ein Name, den muss man sich merken! Stolze Chur- und Hauptstadt – wehe dir, wenn du den gehen lässt. Der Christdemokrat Jacob Schrot hat viel getan für seine Heimatstadt – aber auch für sein Vaterland.

Er hat den Leuten Mut gemacht, hat ihnen gezeigt, dass es noch mehr gibt als Resignation und Depression, Krise und Verfall. Den nötigen Biss hat er auch – er kann es – wir wissen es. Er ist an diesem Abend sehr zurückhaltend mit dieser seiner Fähigkeit umgegangen. Jacob Schrot ist ein feuriger Rhetor. Dennoch war er an diesem Abend gegen seine Konkurrenten milde. Überlegte und listenreiche Taktik? Nein, er ist eine ehrliche Haut! Sind wir schuld? Immerhin haben wir ihm die Versöhnlichkeit, die Diplomatie und den Ausgleich gepredigt. Wie es auch sei, wir sind sicher, er verfügt über den richtigen Instinkt Wehner'sche Attacken zu reiten, wenn es an der Zeit



von rechts: die Freunde Michael L. Hübner (Preußischer Landbote), Jacob Schrot, Artur Modlinski

ist, und Genscher'schen Ausgleich zu suchen, wenn die Stunde es verlangt. Ein dreifach Hoch auf Jacob Schrot, den jungen Mann, der das ewig ebenso große wie substanzlose Maul des Westens souverän auf die billigen Plätze delegierte. Hurra! Hurra! Hurra! Ein Hoch auf St. Jacob, den Bezwingler des Drachens der Plattitüde, der Oberflächlichkeit, des hohlen Gelabers. Jacob, drei Stimmen konnte der Landbote seinem Wunschkandidaten anbieten – und alle drei hast du bekommen. Denn niemand anders wäre würdiger gewesen denn Du. Malodjez!

Und – Anke Engelke – kleine Blondine, hier die Antwort auf Deine Frage, wer mit Jacob gemeinsam in den Urlaub fahren würde: WIR! Und ab heute Abend, ab dem Abend des 19. Juno 2009 noch einige zig Tausend mehr. Denn der ist die Zukunft, auch wenn du das kaum begreifen wirst. Hic Orens – hie guet Branneborch allewege!

Keine Macht dem Wahlbetrug!

Wie Erhard Gottschalk 1989 die Stimmen nachzählte

Michael L. Hübner

Das muss ein Alptraum für die sozialistische Wahlkommission gewesen sein, als ein studierter Mathematiker, erfahren auf den Gebieten der Analyse und der Statistik, am Abend des 7. Mai 1989 ein Brandenburger



Wahllokal betrat um sein verfassungsmäßig garantiertes Recht auf Beobachtung der Stimmauszählung wahrzunehmen. Und dabei war er nicht allein. Insgesamt acht Wahllokale wurden vom Friedensarbeitskreis heimgesucht. Was wollten nur diese Störenfriede, die den Traum von der sozialistischen

Menschengemeinschaft schon seit Jahren immer wieder penetrant attackierten? Dabei standen doch wie üblich die Wahlergebnisse schon lange vor der Wahl fest: Begeisternde 98,9%! Was gab es denn da nachzuzählen? Alle waren doch wie vorgeschrieben glücklich! Wer waren diese Leute, die seit dem Anfang der Achtziger unter dem schützenden

Dach der Kirche den Samen legten für die aufkeimende Demokratiebewegung der DDR? Es waren Menschen wie der im Stahl- und Walzwerk als Mathematiker angestellte Erhard Gottschalk, die sich nicht abfinden wollten mit den immer aberwitzigeren Diskrepanzen zwischen jubelnder Berichterstattung, fortwährenden „Plananpassungen“ und einer Realität, die unbeirrt dem Wirtschaftskollaps entgegensteuerte.

Der 1947 in Creuzburg bei Eisenach geborene und in Genthin aufgewachsene Gottschalk gründete gemeinsam mit Leuten vom Landesjugendpfarramt den Friedensarbeitskreis bereits Anfang der Achtziger und war in ihm aktiv. Umweltfragen beschäftigten ihn sehr und brachten ihn zeitig zu einer distanzierten Haltung dem Staat gegenüber.

Für die DDR-Obrigkeits war ein Bekenntnis zum Umweltschutz gleichbedeutend mit einem Bekenntnis zum Klassenfeind. Das scherte den Mathematiker jedoch nicht weiter und so trat er der Arbeitsgruppe Ökologie im Fontaneklub bei, wurde sogar ehrenamtlicher Umweltinspektor mit

eigenem Ausweis, weil er hoffte, so an belastbare Daten heranzukommen. Müllkippen durfte er besichtigen – aber Daten, nein da mauerten die Genossen eifrig weiter. Gottschalk fand dann schnell den Kontakt zu anderen Aktivisten, die der Wende in Brandenburg zum Durchbruch verhelfen sollten: Kuno Pagel, Paul Pribbernow, Micha Engst und Wolfgang Rudolph, das Ehepaar Geiersberg und Buchhändler Astler und viele andere wurden zu seinen Weggefährten. Einer der Ihren schrieb dann an die Wahlkommission über ihre Beobachtungen und wie die sich doch von der offiziellen Berichterstattung unterschieden. Ja, eine Resonanz gab es. Die angeschriebene Stelle beschwerte sich beim Superintendenten über das renitente Wahlvolk, was sich nicht in die Herde des braven Stimmviehs einreihen wollte.

Es nutzte nichts. Die Aufrührer machten unverdrossen weiter. Dabei wollten sie den Sozialismus gar nicht abschaffen. Sie wollten nur die verkrusteten Strukturen aufbrechen und der sozialistischen Idee zum Durchbruch verhelfen. Vor allem aber wollten sie endlich auch außerhalb der Kirche aktiv werden – ihr Engagement nach außen tragen, die Massen erreichen. Und so hielt am 12.10.1989 der Kirchenkreis in der Bergstraße 14 jene legendäre Versammlung unter dem Motto „Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Umwelt“ ab, zu deren Organisatoren Gottschalk gehörte. Die Stasi ließ verlauten, es handele sich um eine Veranstaltung des Neuen Forums. Das aber war Blödsinn, denn das Brandenburger Neue Forum gründete sich erst acht Tage später in der Kirche von Kirchmöser-West. Gottschalk sollte zum Präsidiumssprecher gewählt werden. Doch er lehnte ab. Er stand noch voll im Arbeitsprozess.

Das hätte er nicht stemmen können. Doch nun war die Aktion dort, wo er und seine Freunde sie immer haben wollten: draußen, auf der Straße, beim Volk! Natürlich war er bei der Menschenkette durch die Havelstadt dabei und auch bei der großen Demo, als Wolfgang Rudolph der Kreisparteileitung das Mikrophon abdrehte. Natürlich engagierte er sich im Rahmen seiner Möglichkeiten im Neuen Forum, die dann irgendwann in der Partei der Grünen aufging. Hier hat er noch heute seine politische Heimat. Froh ist er, dass die Wende in Brandenburg friedlich verlief. Es flogen keine Steine, es krachten keine Schüsse, es floss kein Blut. Das war wichtig. In welcher Gefahr sie sich in der Wendezeit befanden, dass ahnten sie erst viel später, als herauskam, dass viele von ihnen für die Einlieferung in Internierungslager vorgesehen waren. Noch aber marschierte im Jahre 1990 ein Fähnlein von sechs unverdrossenen und ungewählten Mitgliedern des Neuen Forums in die SVV, nahm Platz und verkündete frisch, frank und frei, von nun an wollten sie mitbestimmen. Die alten Fraktionen der Nationalen Front waren viel zu verunsichert um vehement zu widersprechen. Auch das war die Wende: Ein Machtvakuum und zerberstende Strukturen, wo neue, ersatzfähige noch nicht einmal in Sicht waren. Es galt neue Schulleiter aufzutreiben, denn auch die Erziehung der Kinder und die Neugestaltung des Unterrichts lagen Gottschalk am Herzen. „Wer einen Vorschlag machte, der bekam den Zuschlag“, erinnert sich Gottschalk – also zogen Buchhändler Astler und Erhard Gottschalk los um unbelastete Lehrer aufzutreiben, die bereit waren, das Amt eines Schulleiters zu übernehmen. Nicht ohne Erfolg. Eine beliebte Biologie-Lehrerin trieben sie in der Laubenkolonie auf, fragten sie, gewannen sie, schlugen sie vor. Sie wurde berufen. So einfach, glatt und unkompliziert lief so etwas letztmalig vor tausend Jahren, als ein paar Herzöge den späteren König Heinrich bei der Jagd abfingen um ihm die deutsche Königskrone anzutragen. Heute ist Gottschalk in der Leitung bei Fliedners beschäftigt. Der ruhige, wortkarge Ehemann und Vater zweier Töchter und zweier Söhne schaut aus seiner Wohnung über die Havel hinweg hinüber zu seiner Gotthardt Kirche, der die Wende sichtbar gut getan hat. Eine Wende, an der er maßgeblich mitwirkte und die in Erhard Gottschalk einen aktiven Gestalter fand.

Kommunikation für die Mark

Dr. Klaus Peter Tiemann rettete die RFT durch die Wendezeit

von Michael L. Hübner

Am 7. Mai 1945 wurde der Stadt Brandenburg ein Sohn geboren, der auf eine ganz eigene Art die anbrechende Zeit des Aufbaus repräsentieren sollte. Klaus-Peter Tiemann war ein Junge, der sich seit frühester Zeit sehr für die Technik interessierte. Sein Lernberuf war dann auch der eines Rundfunk- und Fernsehmechanikers bei RFT, dem ostdeutschen Monopolisten, der zumindest in Brandenburg an der Havel dem Namen Tiemann noch viel verdanken sollte. Die DDR aber wollte den jungen Tiemann vorerst nicht das Abitur ablegen lassen – er entstammte nicht der Arbeiterklasse. Zielstrebig wie er war, bestand Tiemann jedoch seine Lehre mit Auszeichnung, und erkämpfte sich sein Studium an der Fachhochschule für Funktechnik, schloss 1968 mit seinem Dipl. Ing. ab und hatte schon mit 22 Jahren als Student sein erstes Patent angemeldet. Einen Frequenzmodulierten Spannungswandler hatte er erfunden. „Hat bloß noch keiner darüber nachgedacht...“, sagt er. Wie oft noch sollte er diesen Satz zitieren! Tiemann, lernsüchtig und energiegeladen, absolvierte gleich noch ein Postgraduierten-Fernstudium in Mittweida und schrieb mit seiner Frau, die er als Oberschülerin der Goethe-EOS kennen gelernt hatte, eine gemeinsame Doktorarbeit.



Photo: RFT

Sie, die spätere Oberbürgermeisterin, verfasste den ökonomischen, er den technischen Teil. Die Freundschaft zu Konrad Höpfner, dem beliebten Chef des Krankenhauses Hochstraße, ließ den neuen Stern am Ingenieurhimmel, der schon den ersten deutschen Farbfernseher „Color 20“ entscheidend mitentwickelte, nachdenken, wie sein Wissen die Medizintechnik bereichern könnte. Tiemann schuf den ersten Herzschrittmacher der DDR – wie viele Menschen ihm ihr Leben verdanken, bleibt ungezählt. Mit Dr. Scheffler von der Kinderklinik ersann er das erste deutsche Mukoviszidose-Diagnostikgerät. Doch seine Liebe galt nach wie vor seinem einstigen Lehrbetrieb, der RFT, zu deren Arbeitsdirektor er seit 1976 aufgerückt war. Diese Position bedingte alternativlos die Mitgliedschaft in der SED. Man musste sich entscheiden, ob man den beruflichen Aufstieg abbrechen oder weiterkommen wollte.

Trotzdem ließ man den jungen Ingenieur mit Leib und Seele nicht zur IFA nach Westberlin, obwohl seine Erfindungen sogar internationale Märkte eroberten. Als er Mitte der Achtziger doch mal nach Kassel zum Geburtstag eines Angehörigen durfte, beschattete man den erst vierzig Jahre alten Leistungsträger auf Schritt und Tritt. Von der Stasi hat er den Kanal seitdem gestrichen voll gehabt und ärgert sich über die bösen Zungen, die ihn nach der Wende mit dem kommunistischen Geheimdienst in Verbindung bringen wollten. Eine Bescheinigung der BStU vom 17.03.1995 brachte die vollständige Entlastung: Tiemann war nie IM oder offizieller Mitarbeiter. Er war aber auch kein Wendeaktivist. Dafür hatte er gar keine Zeit: Die heute 52 Jahre alte Traditions-Firma RFT war in die neue Zeit zu retten, die Mitarbeiter, deren Arbeitsplätze, Zukunft, Lohn und Brot. Schwer war es, denn die Wende war auch die Epoche der millionenschweren Glücksritter, die nur an Filetstücken interessiert waren. „Nie musste ich in so kurzer Zeit

so viel lernen“, gesteht er. Gegen sieben Mitbewerber konnte sich Tiemann schließlich durchsetzen und gewann mit seinem tatkräftigen und zutiefst seriösen Auftreten das Vertrauen des größten deutschen Bankhauses, das ihm eine millionenschwere Kreditlinie ohne materielle Sicherheiten einräumte. Tiemann, der sich 1994 beim Kauf der RFT von der Treuhand über die üblichen drei Jahre hinaus verpflichtete, seine damals 40 Mitarbeiter sogar fünf Jahre lang weiter zu beschäftigen, kann heute sogar 140 Brandenburgern ein Arbeitsverhältnis bieten, das die Angestellten mit Stolz erfüllt und ihnen ein ordentliches Auskommen sichert. Der Firmenchef denkt in die Zukunft. „Wer am Markt bestehen will, der muß innovativ sein und ganz vorne mitmischen!“ Dieser Philosophie folgt die Verlegung des modernsten und leistungsstärksten Glasfaser-Telekommunikationsnetzes Europas in der Mark. Zukunftsorientierung und konservative Wertvorstellungen bilden eine untrennbare Einheit bei dem verantwortungsbewussten und sozialen Mittelständler Dr. Klaus Peter Tiemann.

Nachsatz: Der stellvertretende Chefredakteur des Preußischen Landboten, Kotofejj K. Bajun, verfasste den Wikipedia Artikel über Dr. Klaus Peter Tiemann

Landbote und Islam – Geschichte einer Divergenz?

B. St. Fjollfross

Nach dem Kabulartikel wurden Bedenken an den Landboten herangetragen, ob sich nicht hinter all seiner bekannten und immer wieder unterstrichenen pro jüdischen Haltung ein latenter Anti-Islamismus verberge.

Das ist nicht wahr. Das Gegenteil ist der Fall. Der Islam wird von uns als ein Kulturkreis hoch geschätzt, der Kunst, Kultur und Wissenschaft in einer grandiosen Weise über die Welt leuchten ließ, als das Christentum Finsternis, Dumpfheit und eine verklemmte Repression über den alten Kontinent ausbreitete.

Diplomatie und Feinsinnigkeit, Offenheit und Neugier, eine bewundernswerte und modern anmutende Achtung des weiblichen Geschlechtes – all das gewährte der Koran den Söhnen und Töchtern des Propheten. Was der Islam für die Medizin, für die Navigation, die Astronomie und viele andere Zweige der Wissenschaft leistete, zählt zu seinen ewigen Verdiensten. Admiral Zheng He, der größte Seefahrer aller Zeiten, war Muselman. Nein, der Islam war niemals der Feind. Wie hätte wir sonst den Bau der neuen Moschee in Duisburg bejubeln können? Wie hätten wir sonst dem Sender Al-Jazeera unsere Referenz erwiesen!

Es ist nie und nimmer der Islam, dem wir feindlich gegenüber stehen. Es sind Menschen, die vom Islam und seiner Kultur nicht mehr verstehen als die Kuh vom Uhrwerk. Alles, was diese Leute tun, ist im Rudel den Koran zu schwenken, herumzubrüllen, sich in die grüne Farbe des Propheten zu kleiden und allen Feinden Allahs den Tod zu verkünden. Es sind aber nicht die Feinde Allahs, sondern die ihrigen, über die sie kreischend Tod und Verderben herab fluchen. Das ist der feine Unterschied! Allah, der Gütige, der Allerbarmer, wird von diesen Schurken, die auch problemlos als gigantische Rotte von Hooligans durchgehen könnten, zum Popanz degradiert. Das ist es, was uns auf die Palme bringt. Sie zwingen ihre Frauen in Burkas und steinigen sie und verprügeln sie und halten sie fern jeglicher Bildung

und Berufschance. Alles im Namen Allahs! Nein, im Namen der eigenen Feigheit und Impotenz. Doch ist diese Kanaille natürlich auch zu feige, das zuzugeben. Das hat nichts mit dem Islam zu tun. Islam und Judenhass – das geht nicht zusammen. Araber und Juden sind Vettern von Abraham her, den die Muselmänner Ibrahim nennen. Die Propheten der Juden sind die Propheten des Islam, bis hin zu jenem galiläischen Wanderrabbi Joshua, den die Römer zu Jerusalem ans Kreuz nagelten. Alle verständigen Kalifen haben die Juden als Volk des Buches immer in der Mitte ihrer Gesellschaft gehalten. Doch wollen wir gegen den rasenden Mob nicht ungerecht sein! Die Juden sind – auch wenn es der Mehrzahl der sauren Mauren nicht bewusst sein sollte, nur der Sack, auf den sie eindreschen, da sie doch den Esel meinen. Die Juden wurden von den Römern aus dem Heiligen Land gejagt und seither von beinahe allen Völkern gequält, gedemütigt, gepeinigt und ermordet, bei denen sie Schutz und Aufnahme suchten. Nach der Schoa war es nur folgerichtig, ihnen ein eigenes Staatswesen einzurichten – und zwar nicht in der Wüste Gobi oder in der Antarktis, wie manche sich vorzuschlagen erdreisteten, sondern in einem Lande, in dem ein vernünftiges Leben auch möglich ist. Man entschied sich für das Land, das den Juden vor der römischen Vertreibung einst gehörte. „Einst“ – das sind zweitausend Jahre, „man“ – das war die UNO, das waren die im 2. Weltkrieg siegreichen Engländer. Hier nun offenbaren sich die wahren Wurzeln des arabisch-jüdischen Konfliktes. Zum einen blieb der von den Juden zwangsweise verlassene Landstrich über zweitausend Jahre hinweg nicht menschenleer und zum anderen wurde an dieser selbstherrlichen Landvergabe deutlich, wer auf arabischem Territorium seit Jahrhunderten wirklich das Sagen hatte: Die sogenannten „zivilisierten“ Mächte der später mit der größten wahnwitzigen Bezeichnung „Erste Welt“ belegten westlichen Hemisphäre. Hatten die Araber seit dem Fall von Jerusalem während des ersten Kreuzzuges nicht völlig unverschuldet die grausamen Intentionen der fanatischen „Franken“ kennen gelernt?

Was sollte sie bewegen, an einen Sinneswandel der Nachfahren jener brutalen Eroberer zu glauben. Etwa die anmaßenden Auftritte der U. S. A. und ihrer Verbündeten auf der internationalen politischen Bühne? Wohl eher nicht. Es fällt auf, dass die reichen Söhne und Töchter Kuwaits, Omans und Katars weitaus seltener Hassparolen skandierend durch die Straßen der Emirate stürmen als die armen Teufel in Kairo, Islamabad oder Gaza. Israel ist, wie Allah, nur der Popanz für diese Hungerleider. Sie meinen ihr Elend, ihre Hoffnungslosigkeit und ihre erbärmliche Situation. Sie sehen die weißen Hochhäuser Tel Avivs und die seit vierzig Jahren bestehenden Zeltstädte der vertriebenen Palästinenser.

Wobei den meisten Arabern die Palästinenser nicht mehr gelten als räudige Hunde, die man – gäbe es Israel nicht – mit demselben Wohlwollen bedenken würde, wie Läuse im Pelz. Deshalb bekommen sie von ihren Glaubensbrüdern auch kaum was zu fressen, aber dafür reichlich Waffen und Munition. Es wäre Verschwendung, sich die, welche sowieso möglichst bald im Kampf mit den Zionisten fallen sollen, auch noch vorher den Wanst vollschlagen zu lassen. So viele Nahrungsmittel lässt die Erste Welt der Mehrheit der Araber nun auch wieder nicht. Aber das alles hat nichts, aber auch gar nichts mit dem zu tun, was Mohammed den Arabern verkündete. Der Islam ist keine Religion der Gewalt. Er ist eine Religion des Lichtes. Aber das sollte das Christentum auch einmal sein... Was lernen wir daraus? Dass jede große Idee, die einst in die Welt gerufen wurde um den Menschen mehr Frieden und Sicherheit zu beschern, vergewaltigt und verkrümmt wird, sobald sie erst einmal den gemeinen Vertreter der Spezies der Nackten Raubaffen in die Hände gefallen ist. Das tut aber der Idee keinen Abbruch und nichts in der Welt wird den Preußischen Landboten dazu bewegen, den Koran von seinem Ehrenplatz auf dem Redaktionsschreibtisch zu entfernen.

Lasst die Clowns hinein!

Zur Wahl des Herrn Bundespräsidenten

von B. St. Fjöllfross

Drei Minuten vor der „offiziellen“ Verkündung des Wahlergebnisses zogen die Blechbläser in den Bundestag und Angestellte des Hohen Hauses überreichten Blumen. Niemand sprach es deutlich aus, „durch die Blume“ aber ward vermittelt, dass Herr Köhler für eine weitere Amtszeit als Bundespräsident bestätigt worden war. Was dann los ging, war das reine Affentheater. SPD und Grüne machten ein Bohei um diese paar Minuten: „So etwas muss o f f i z i e l l verkündet werden! Das „höchste“ Amt im Staat von ein paar Domestiken und Musikanten herausposaunen zu lassen, ist ein ungeheuerlicher Affront gegen die Staatsräson. Das Ansehen der Bundesrepublik ist nachhaltig auf das Schwerste beschädigt...“ Huach, Tschuldigung, wir müssen gähnen. Es ist so unendlich öde. Um bloß keine Möglichkeit zu verpassen dem politischen Gegner im Superwahljahr eine reinzusemmeln, wird selbst diese Lappalie an den Haaren herbeigezogen und aufgeblasen wie ein mit einem Clownsgesicht geschmückter Luftballon. Ach, wäre das deutsche Volk doch nur ein wenig reifer! Diese elende Posse würde den Marktschreibern übel auf die Füße fallen. So ernst nehmen sie sich – so unendlich ernst und haben nicht einmal eine Idee davon, wie lächerlich sie sich machen.

Jeder Trottel weiß, dass das Staatsoberhaupt vom deutschen Grundgesetz zu einer eher moralischen Instanz degradiert, quasi entmannt wurde. Die Würde, die man ihm mit solchem zeremoniellen Brimborium anzupappen versucht, verkehrt sich durch die Überbetonung des Geweses, was man um ihn macht. Je lauter das Geklapper, desto weniger ist meistens im Sack. Es hätte allen Beteiligten gut angestanden, die Sache mit Humor zu übergehen, anstatt in aller Öffentlichkeit Intrigen und Staatsaffären hinter diesem Lapsus zu wittern. Nicht die um ein paar Minuten verfrühte Gratulationscour einiger nicht „hochgestellter“ Persönlichkeiten hat dem Amtsansehen des Herrn Bundespräsidenten geschadet. Das hätte ganz im Gegenteil der Sache noch einen liebenswert-menschlichen Touch verliehen. Aber so? Die Leute, welche dieser Afferei jetzt am meisten nachheulen, müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, der Seriosität dieser Amtshandlung mehr geschadet zu haben als die gesamte Kastration des Staatsoberhauptes durch das Grundgesetz. Deutschland hätte wahrlich mehr verdient als solche Kasperköpfe.

Mehr als ‚lebenslänglich‘

Heinz Seehawer denkt an die Wendezeit

von Michael L. Hübner

„M)eine Frau wurde ein paar Monate vor dem Mauerbau geboren, meine jüngste Tochter ein paar Monate vor dem Fall der Mauer – das hat schon was, ... 28 Jahre lang eingesperrt, das ist mehr als ‚lebenslänglich‘“. Der das sagt ist ein Sohn der Altstadt, in dieser 1942 geboren und aufgewachsen. Bei Paul Bergschmidt hat Heinz Seehawer Klempner und Installateur gelernt, mit 14 Jahren schon. Berufe hatte der Hobbyzauberer schon viele ausgeübt. Gasuhrenklempner und Hilfspfleger war er, hatte am Berliner Paulinum Theologie studiert und war Pfarrer geworden. Neun Jahre arbeitete er als Pastor in der Lausitz-Gemeinde Klein Döbbern bei Spremberg. Ein Rüstzeitheim, eine Art Jugendherberge, hatte er dort aufgebaut und damit das regere Interesse des Ministeriums für Staatssicherheit

auf sich gezogen. Dieses Interesse blieb ihm dann auch erhalten. Es half nichts, dass er dieses nun seit 40 Jahren bestehende Haus nach dem amerikanischen Bürgerrechtler Martin Luther King benannte, den er, Seehawer in Ostberlin noch selbst erlebt hatte. King, den ein paar engstirnige Grenzer nicht durch die Mauer lassen wollten, weil der weltberühmte Mann keinen Ausweis bei sich hatte. Das war schon von kabarettistischer Qualität. Ob solche Erlebnisse den steilen Aufstieg des Heinz Seehawer im KCH begünstigten? 30 Jahre lang war er Präsident dieses Brandenburger Karnevalsclubs, in dem er vom Einlasser über die Positionen des Keller- und Schatzmeisters aufgestiegen war. Genau dieser Präsidentensessel war es dann auch, der ihn, den Pflichtbewussten, hinderte, gleich nach dem Fall der Mauer am 9.11. nach Westberlin zu fahren.



Am 11.11. war Karnevalssitzung. Das hatte Vorrang! Zu diesem Zeitpunkt leitete Seehawer bereits seit vielen Jahren das Haus am See in Mötzow, ein Gasthaus des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM). Er, der seine gastronomische Ausbildung bei der weißen Flotte, erst auf dem „Aktivisten“ und dann auf der „Brandenburg“ absolviert hatte, Gaststättenfacharbeiter wurde und weiter lernte, bis er über alle Prüfungen und Qualifikationen verfügte, um „sozialistische Gaststätten“ leiten zu können, nahm am Abend des Mauerfalls das historische Ereignis eher zufällig und beiläufig wahr. Seehawer arbeitete in Mötzow, während der SED-Magier Schabowski den Mauerfall wie ein Karnickel aus dem Zylinder holte. Ausgerechnet diesen Live-Trick musste Zauberer Heinz Seehawer verpassen!

Ein Freund hatte ein paar Wochen vorher aus Ungarn ein Stück Stacheldraht des Eisernen Vorhangs mitgebracht, berichtete von „drüben“, wohin er seinen Fuß neugierig gesetzt hatte, dann aber wiedergekommen war. Aber jetzt, jetzt konnte man selbst in den Westen fahren, wann und wie man wollte. Es war unfassbar. Seehawer erinnert sich an die Altköchin, die ihn fragte: „Heinz, kommt jetzt die Einheit Deutschlands?“ Er glaubte es damals nicht, aber die prophetische Frage blieb ihm bis heute im Gedächtnis. Zunächst aber wehte ein frischer Wind durchs Land. Am 6.12.89 berichtete das Fernsehen vom Sturm auf eine Stasi-Zentrale.

In der Brandenburger Kreisdienststelle Neuendorfer Straße begann man eilig Aktenmaterial beiseite zu schaffen. Seehawer und seine Frau steckten sich Kerzen für eine Mahnwache in die Tasche und liefen von ihrer Wohnung in der Harlunger Straße hinüber zum Puschkinplatz. Die kleine Tochter schlief währenddessen zu Hause in ihrem Bett. Als Seehawers ankamen, waren sie allein. Keiner sonst hatte sich eingefunden die Mahnwache mit ihnen zu teilen. Sollten sie es riskieren, die Kerzen herauszuholen? Was, wenn man sie verhaften würde? Was, wenn das Kind aufwachte und die Eltern wären nicht da?

Die Kerzen blieben vorerst in den Taschen. Die Verhältnisse waren äußerst instabil und eine wohlbegründete Angst noch immer präsent. Dennoch, Seehawer wollte sich einbringen. Mit einem Tag Verspätung erfuhr er von der Gründung der Brandenburger SPD. Das war seine Partei, seine Richtung. Noch immer ist er tief bewegt, wenn er an Willy Brandt denkt, wie er ihn erlebt hat, als der legendäre Chef der deutschen Sozialdemokratie in der Wendezeit zu den Potsdamern gesprochen hatte und er, Heinz Seehawer, war dabei gewesen. Willy Brandt, Helmut Schmidt, Herbert Wehner, große

Namen, die für eine gerechtere Welt standen. Als ihn dann die Genossen am Vortage des ersten Unterbezirks-Parteitag um den 10.2.90 aufforderten, einen Ortsverband Altstadt zu gründen, nahm er sich einen Zettel mit den Namen potentieller Mitglieder, klapperte die Türen ab und konnte dann in der Magdeburger Straße den Ortsverband Altstadt ins Leben rufen. Seehawer wurde erster OV-Vorsitzende. Die für die SPD günstige Kommunalwahl am 8.5.90 brachte ihn in die SVV. Der frischgebackene Stadtverordnete Seehawer leitete fortan den Kulturausschuss.

Nebenbei der Beruf, nebenbei die Arbeit für den KCH, nebenbei das Hobby, die Zauberei, mit der er schon als Pfarrer die Kinder seiner Gemeinde verückt hatte. Ach ja, das war übrigens die Zauberei gewesen, die ihn zum Karneval gebracht hatte. Er sollte mal für die Narren eine Vorstellung geben – und blieb gleich bei ihnen. Klar, dass er bei seinem ersten Besuch in Westberlin einen Zauberland aufsuchte. Der Kaufmann entschuldigte sich vielmals. An diesem Tage hatten ihn schon 60 Zauberer aus der DDR beehrt. Trotzdem waren Seehawers glücklich. Seine Frau wollte Bürgermeister Momper gar um den Hals fallen, wenn sie ihn zu Gesicht bekäme. Es lag eine Magie auf diesen Tagen, wie ihn sich nicht einmal der zaubernde Pfarrer, Gastronom und Karnevalspräsident Seehawer hatte träumen lassen.

Mit der Wende durchgestartet

Klinikchefin Gabi Wolter nutzte die Wende

Michael L. Hübner

Mahlenzien, kleiner lauschiger Weiler an der Buckau, zwischen dunklen Wäldern und der weiten, offenen Wiesenlandschaft im Süden. Hier wird 1961 Gabriele Wolter geboren, es ist das Jahr, als die Kommunisten das Brandenburger Tor abriegeln, weil ihnen das Volk wegläuft. Hier wächst sie auf, an der als ziemlich rot verrufenen EOS auf der Bischofsburg Ziesar legt sie ein glänzendes Abi hin. „Wir Landeier mussten halt nach Ziesar...“. Dort oben auf der Burg rekrutierten seltsame Herren die männlichen Mitschüler für das Wachregiment „Feliks Dzierzynski“ und die Mädels, verschreckt von diesen konspirativen Heimsuchungen, leuchteten mit ihren Taschenlampen erst einmal gründlichst ihre Stuben aus auf der Suche nach Wanzen und anderen Abhöranlagen.



Sie fanden zwar nichts, aber unheimlich war es ihnen doch. Mit dem Super-Abitur in der Tasche war ein Medizinstudium an der Humboldt-Uni kein Problem. Vorneweg aber war ein praktisches Jahr für die angehenden Studiosi gefordert. Gabriele Wolter absolvierte es an der Medizinischen Klinik der Charité und lernte gleich die Härten des medizinischen Alltags kennen. 14 Tage Einarbeitung – dann musste sie auf der Station selbständig arbeiten. Das prägte. Sie lernte sich durchzubeissen – auch als ein missgünstiger Professor, der nichts von Medizinstudentinnen ohne ärztledynastischen Hintergrund hielt, die Fortsetzung des Studiums verleidete. Wolter fing wieder im Krankenhaus Hochstraße an, auf der C4, bretterharte Arbeit, schwierige Fälle, keine Kuschelstation – aber dankbare Patienten – dankbar für jedes Lächeln, jede Handreichung. „Vollschwester“ im Fernstudium, neben der Arbeit, mit kleinem Sohn am Rocksäum. Dann kam der Kaderleiter auf

sie zu: „Sie haben doch Abitur. Ich hätte sie gerne in der Verwaltung!“ Der Personalchef musste sie mit der Aussicht auf ein BWL-Studium ködern. Da erst biss Gabriele Wolter an. Und wieder Fernstudium – von 1986 bis 1990. In ihrer Diplomarbeit, die schon in die letzten Tage der DDR hineinfiel, verglich sie Kostenpläne von westdeutschen und ostdeutschen Krankenhäusern.

Und siehe da – so unterschiedlich waren die gar nicht. Die Gesetze von Algebra und Statistik waren hüben wie drüben dieselben und wollten keine ideologische Bevormundung dulden. Gabriele Wolter aber bewährte sich in der Personalabteilung, wurde stellvertretende Personalchefin. Draußen, auf der Straße begann die Stimmung im Volk zu brodeln und auch die Personalabteilung musste sich mehr und mehr mit Ausreiseanträgen der Krankenhausmitarbeiter befassen.

Und wieder kamen diese ominösen Herren in ihren Parkas, die auffällig Unauffälligen. Diesmal nahmen sie Personalakten mit – und man musste sie ihnen aushändigen. Auf den Laufzetteln stand nicht etwa „MfS“, sondern nur der Name des „ausleihenden“ Stasibeamten. Dann kam niemand mehr aus der Neuendorfer Straße. Die Geheimdienstler hatten festgestellt, dass sie viel zu viele Akten besaßen, die vernichtet werden wollten, bevor die Bürgerrechtler das Lesen anfangen.

Man gab sich Mühe mit der Aktenvernichtung, so dass das Stasigebäude kaum viel mehr als das Mobiliar bot, als die Verwaltung des Krankenhauses mit ihrer neuen kommissarischen Vizechefin Wolter dort einzog. Um diese Zeit im Jahre 1990 kam eine Delegation aus der Partnerstadt Kaiserslautern, besetzt mit Spezialisten aus allen Fachbereichen. Gabriele Wolter, die zu dieser Zeit ein sogenanntes Brückenstudium an der Brandenburger FH absolvierte, mit welchem sie sich für die westdeutsche Wirtschaftsordnung fit machte, empfahl sich den Damen und Herren als kompetente, agile und dynamische Gesprächspartnerin.

Sie sprach deren Sprache. Das überzeugte. Das sprach sich herum. Und so konnte sie sich gegen viele Mitbewerber erfolgreich durchsetzen, als es galt den Posten der Verwaltungschefin neu zu besetzen, der durch die Auswertung von unversehrt gebliebenen Stasiakten über Nacht vakant geworden war. Das mit den Überprüfungen, das war so eine Sache. Die Stirne der attraktiven Mitvierzigerin legt sich in Falten.

Da haben einige die Gunst der Stunde genutzt, um den eigenen Karrieremotor ein wenig auf Trab zu bringen. Sicher, junge und aufstrebende Kräfte wie sie bekamen eine Chance, wie sie unter normalen Umständen undenkbar gewesen wären. Aber manch anderer fiel hinten runter, der es weiß Gott nicht verdient hatte, wie jener anerkannte und beliebte Chefarzt der Frauenklinik, der schon über seine Dienststellung nicht an Kontakten mit der „Firma“ vorbeikam.

Diese aber handhabte er oft in wahrhaft Schwejk'scher Manier, so dass die „Geheimen“ keine rechte Freude an ihm hatten. Das aber zählte in der Wendezeit alles nichts. Die Emotionen kochten, jahrelang hatte man sich vor Mielkes Truppe gefürchtet, jetzt ging jeder über die Planke, der „denen“ je Guten Tag gesagt hatte.

Gabriele Wolter aber konnte jeder dieser Überprüfungen gelassen entgegensehen. Heute leitet die amtierende Geschäftsführerin dieses großen Krankenhauses eine der größten baulichen und strukturellen Umgestaltungen seit Bestehen dieser Institution. Wie man sieht, mit großem Erfolg. Wenn das der alte Professor aus der Charité wüsste, Augen würde der machen..

Organist aus Leidenschaft

Matthias Passauer und die Wende

Michael L. Hübner

Wäre der Krieg nicht gewesen, Matthias Passauer wäre auch ein Königsberger Boffke geworden, so wie seine beiden Brüder. Doch die Heimat seiner Eltern ging verloren und Matthias wurde der erste Brandenburger seiner Familie, als er im Mai 1947 im Pfarrhaus zu St. Gotthardt zur Welt kam. Die Hebamme musste noch über eine Leiter zur Mutter in die Stube einsteigen – so überfüllt war das Haus noch immer mit Flüchtlingen. Drängende Enge begegnete ihm viele Jahre später wieder. Das war zur Wendezeit.



Jan Hoffmann wollte sein Neues Forum vorstellen, eine Plattform, auf der übergreifend die schwierige Situation der DDR diskutiert und nach Lösungen gesucht werden sollte. Dompfarrerin Radecke-Engst wollte mit einem Gemeinderaum aushelfen – mit einem solchen Massenansturm aber hatte niemand gerechnet. Ohne Plakate, ohne Werbung – Mundpropaganda – die Leute kamen zu Hauf.

Man disponierte um: Der Dom wurde für die Veranstaltung im Rahmen eines Fürbittgottesdienstes geöffnet. Um den Menschen eine Freude zu machen und den Gottesdienst zu begleiten, plante Domorganist Matthias Passauer, ein paar Stücke auf der Orgel zu spielen. Doch wie zu seinem Instrument gelangen? Die Treppe war bis auf den letzten Quadratzentimeter besetzt mit Menschen, die gekommen waren, um das Neue Forum kennenzulernen. Es gibt da einen alten Geheimgang durch den Turm, lächelt Passauer und freut sich. Durch die Gebläsekammer seiner Orgel, hinten herum, so kam er zu seiner Wagner-Orgel.

Der Ansturm war sinnbildlich für die Wende: Menschen über Menschen, die etwas neues wollten, die sahen, dass es so nicht mehr weiter ging mit der DDR. Mauerumsturz, nein daran dachten die Wenigsten. Die wollten die DDR auch nicht zur Gänze abschaffen. Zu allererst wollten sie mal reden. Reden, nichts weiter. Nur reden. Die Gegenseite hielt aber vom Reden nicht viel. Dass seine Tochter in der Berliner Schönhauser Allee um Leben und Gesundheit lief, die Volkspolizei mit ihren „sozialistischen Wegweisern“, den Gummiknäppeln im Rücken – auch das war Wende für den Kirchenmusiker Matthias Passauer.

Der hatte einst Pfarrer werden sollen, wie seine beiden Brüder. Papa wollte das und was ein ostpreußischer Dickkopf will, das hat zu geschehen! Aber Wolfgang Fischer, der den jungen Passauer gemeinsam mit Bischof Albrecht Schönherr's Sohn Dietrich an der kleinen Schuke-Orgel zu St. Petri ausbildete, wollte dieses Talent nicht dem Pastorenamt überlassen und konnte Mutter Passauer für sich gewinnen. Gegen seine Frau war dann auch der ostpreußische Pastor machtlos und Matthias durfte Kirchenmusik studieren. 1980 kam Passauer dann aus Zossen, wo er knapp zehn Jahre als Kantor gewirkt hatte, nach Brandenburg an den Dom. Fischer hatte gerufen, die Stelle war vakant und ihn, Passauer, wollte man haben. Das fiel schwer, man hatte sich eingelebt, die schöne große Wohnung in Zossen... aber dann – der Brandenburger Dom! Hier gab Fischer seit 1957 seine eintrittsfreien Sommermusiken, hier fand die nonkonforme DDR-Jugend mit ihrem Festival „Singe Deine Lieder“ ein Podium. Jedes letzte Wochenende im August spielten und sangen sie selbstgeschriebene Lieder zum Alltag

in der DDR und ihren Träumen und Sehnsüchten. Draußen vor dem Kirchenportal stand die FDJ in Blauhemden und agitierte fleißig die einzig wahre Weltanschauung. Passauer aber traktierte seine geliebte Wagnerorgel, deren Klänge jeden Winkel im Dom erreichen. Der Dom wollte vor Besuchern überbersten. Ein amerikanischer Chor hatte sich angesagt. Gäste aus Amerika! Ganz Brandenburg war aus dem Häuschen.

Das Festival „Singe Deine Lieder“, einst Ausdrucksform einer politisch engagierten Jugend, schlief dann allerdings ein. Auch das eine Folge der Wende, wie Passauer bedauernd konstatiert. Und dass die jährliche Geburtenziffer seit Ende der DDR so dramatisch abfiel, wie seine als Hebamme arbeitende Frau spürt, das scheint auch irgendwie mit den neuen Zeiten zusammenzuhängen, in denen Kinder nicht mehr Mittelpunkt eines sinnerfüllten Lebens sind, sondern stattdessen zum Luxus werden, wie Passauer nachdenklich erzählt.

Mit seiner Frau ist er übrigens seit 38 Jahren verheiratet, zwei Töchter und einen Sohn haben die beiden großgezogen. Passauer, der Weltbefeher, den so viele Künstler aus aller Herren Länder bei sich spielen hören wollten, konnte nach der Wende seinen Kindern und seiner Frau endlich die Orte zeigen, an denen er vor dem Mauerfall auftreten durfte, weil die Familie als Garant für seine Heimkehr in der DDR bleiben musste. Auch das ein Stück Wende-Erreungenschaft: Endlich nicht mehr Westgeld aufreiben zu müssen für einen Stempel im Künstler-Reisepass, endlich nicht mehr herhalten müssen für eine verlogene plakatierte „Reisefreiheit“ in der DDR, die mit solchen Künstlern wie Passauer, dem Kreuzchor oder den Puhdys ihre Weltoffenheit und Liberalität darzustellen suchte. Heute kann ihm die Familie lauschen, wenn er wieder einmal eine weit entfernte „Königin unter den Instrumenten“ bespielt, wie seinerzeit beim Einweihungskonzert der Wagner-Organ am Nidaros-Dom der norwegischen Stadt Trondheim. Das gehört zu den unbestrittenen guten Seiten der Wende für den Kirchenmusikdirektor Matthias Passauer.

Pädagoge aus Leidenschaft

Fritz Gerlach erinnert sich an die Wendezeit in Brandenburg

Michael L. Hübner

Der Anfang von Fritz Gerlachs Laufbahn glich dessen Ende: Beide Male versuchte der Lehrer jungen Menschen in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche ein Rüstzeug an Wissen und Fertigkeiten zu vermitteln, damit sie Fuß fassen konnten, dort, wo eigentlich nichts mehr war wie ehemals. Der Beginn – das war in den Fünfzigern, als er Kriegsheimkehrern den Einstieg ins Berufsleben ermöglichte. Beinahe ein halbes Jahrhundert später brach die DDR zusammen, seine DDR, sein Traum von einem Leben ohne Ausbeutung. Und wieder sollte nichts mehr gelten, was vordem gut gewesen war und probat und bewährt. Ganze Erwerbszweige brachen über Nacht weg – die Lehrer mussten wie damals in den Nachkriegsjahren mit ihren Schülern lernen, diesen oft nur ein kleines Stück voraus. Da blieb keine Zeit für ein Engagement vor und



Fritz Gerlach

Foto: Hübner

hinter den Barrikaden. Gerlach wurde von der Wende erfasst wie von einer großen Welle, welche die Leute mit sich riss, ob sie nun wollten oder nicht. Zeit seines Lebens jedoch war er ein kluger Kopf gewesen. Im Stahlwerk hatte er es bis zum Direktor für Berufsbildung und Sozialpolitik gebracht. Aber dann wurde kollektiv die ganze Leitung ausgetauscht. Genosse Gerlach hatte jetzt Aufgaben im Tiefbau-Kombinat wahrzunehmen. So lautete der Parteibeschluss. Fritz Gerlach ging, wurde Leiter der Bauschule am Gallberg. Auch dort gab es Knatsch mit der Obrigkeit. Kurz bevor man ihm einen Schippenstiel in die Hand gedrückt hätte, nahm ihn der Direktor der Handelsschule zu sich. Dort erwischte ihn die Wende.

Eine turbulente Zeit war das: Plötzlich galt eine neue Schulordnung. In der stand drin, dass die Schüler keine Waffen mit in die Schule zu bringen hatten. Allein die Erwähnung dieses Punktes schockierte den alten Pädagogen. Doch fasste er sich schnell und nun kam ihm seine eigene Ausbildung zugute, die alte Wirtschaftslehre, die er noch nach dem Kriege lernte. Gerlach war einer der ganz wenigen Ost-Lehrer, die gleich nach der Wende junge Banker ausbilden durften.

Doch mit der Ruhe war es vorbei: In zehn Jahren zog sein Wirkungsbereich fünf Mal um. Im Gepäck lagen neue Lehrpläne, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Ein Lehrplan aus München forderte sogar die Schüler in der Berufsausbildung zu fester Gottesfurcht zu erziehen. Die Lehrer wurden mit dem aufkommenden gesellschaftlichen Problemen konfrontiert, die sich im Fokus der Schule abbildeten.

Doch die Schule war der falsche Ort sie zu lösen. Gerlach bildete aus und sah mit traurigem Herzen, wie seine Schüler kämpften, um hinterher auf einem leergefegten Arbeitsmarkt umherzuirren. Es war bedrückend, wenn seine Besten oftmals zum Teil fünfzig erfolglose Bewerbungen schrieben. „Wenn die Jugend keine Chance hat“, sagt er, „dann haben wir alle kein!“ Und er sah, wie sich die Stadt Brandenburg leerte, wie die Jungen wegzogen, dorthin, wo es Arbeit gab. Er schrieb, führte Statistiken an. Doch dem Fachblatt, in dem er publizieren wollte, war sein Artikel zu gewagt. Das Inhaltsverzeichnis verweist zwar auf seinen Beitrag. Die Seiten aber blieben weiß, leer, unbedruckt. Das also war sie, die neue Freiheit der Gedanken und der Rede. Nein, am runden Tisch hatte sich Gerlach nicht getummelt.

Er sah nur in der Wendezeit, sie die Schüler, die am Abend zuvor noch mit einer Kerze vor dem Gebäude der Staatssicherheit Mahnwache gestanden hatten, am nächsten Tage in seinem Unterricht einschliefen. Aber draußen fegte ein kalter Wind durch die Straßen, der Wind des Umbruchs. Die alte, erstarrte, festgefahrene DDR gab es nicht mehr und das neue System verlangte von den Menschen ein ungeheures Maß an Flexibilität, Leistungsfähigkeit und Umdenken. Gerlach bildete wieder Bauarbeiter aus – merkwürdigerweise dieselben, die er schon einmal zum Facharbeiter geführt hatte. Die konnten alle mauern. Aber das neue System wollte es so. Facharbeiter war ja nicht gleich Facharbeiter. „Es war eine Ausbildung, um die Leute künstlich zu altern“, sagt Gerlach. „Wind um die Ecke schaufeln“, nannte man das in der DDR. Und so warteten die Kursteilnehmer eigentlich nur auf den Feierabend. Da gingen sie dann mauern... Gerlach spricht den Lehrern der Wendezeit seine Anerkennung aus, fordert Respekt für sie ein. „Eine Gesellschaft, die ihre Lehrer nicht ehrt, schwächt sich selbst“, meint er. Was für ihn das Schönste an der Wendezeit gewesen sei? Gerlach überlegt nicht lange. „Na, dass die Kasernen in der Magdeburger Straße jetzt eine Fachhochschule beherbergen“, strahlt er über das ganze Gesicht. „Wohnungen, Altersheim, ja, sogar mit dem Finanzamt kann ich mich anfreunden. Wichtig ist, es sind keine Soldaten mehr drin. Die alte Militär- und Rüstungsstadt besinnt sich jetzt auf andere Werte!“ Das freut ihn. Das steht auf der Habenseite der Wende von 1989.

Pan Sterligow tauscht

Don M. Barbagrigia

Das war schon immer der basale Traum des Kommunismus: Geld als Zahlungsmittel hat ausgedient. Nun hat die Weltwirtschaftskrise im Vaterland des Kommunismus dieser fixen Idee neuen Auftrieb verschafft, quasi eine Wiedergeburt. Ein abgebrannter ehemaliger Multimillionär, German Sterligow, der sein Vermögen in einem erfolglosen Präsidentschaftswahlkampf verpulverte, hat sich auf den Tausch besonnen. Er eröffnete ein Internettauschportal, das Leute zusammenbringt, die zwar etwas zu tauschen, aber kein Geld etwas zu kaufen haben. Geld ist Mangelware geworden – die Banken halten sich zurück. Und Iwan der Tüchtige springt genau auf diesen Zug auf. Toll! Das Vaterland aller Werktätigen, das sich nach dem Zusammenbruch des internationalen Kommunismus zur Heimat eines neuen, wahrhaft menschenverachtenden Turbo-Kapitalismus wandelte, führt das geldfreie Paradies durch das Hintertürchen wieder ein. Nun gut, einen kleinen Schönheitsfehler hat das Ganze: Es ist gewiss nicht das Paradies der Armen, Sklaven, Unterdrückten, Entrechteten – denn um bei German Sterligow mittun zu können, muss man schon etwas mehr als die eigenen Ketten zu bieten haben. Germanuschka kassiert nämlich Provision: 2% vom Wert des Tauschgeschäftes. Und die will er nicht in Naturalien haben, sondern in Dollars, Euros oder Rubel.

Und da kommen wir zu der zweiten Ungerechtigkeit, die der New Deal in sich birgt: Das allmächtige Finanzamt, das doch sonst an jedem Geschäft mitverdient, wo bleibt das bei diesen bargeldlosen Geschäften? Wie beziffert es einen Wert, was kassiert es für Steuern? Steuern von was? Tausche Wodka-Kapellen gegen Streichhölzer... Das Finanzamt Moskau hält die Hände auf und nimmt 100.000 Streichhölzer ein und 1.000 Gallonen Fusel. So, mein lieber Straßenbauingenieur! Du baust also im öffentlichen Auftrag eine Brücke über die Moskwa. Schön! Hier hast Du ein Dutzend Zündis und, um Dich nach Feierabend gehörig über die miese und völlig unbrauchbare Entlohnung hinwegtrösten zu können, noch ein Fäßchen Scharfgebranntes obendrauf. Schöne neue Welt. Die Bolschewisten haben es schon immer orakelt: Der Kapitalismus fällt noch mal über seine eigene Gier auf die Fresse – und das ist dann das Siegesfanal für den Kommunismus. Na siehste! Hat also doch noch geklappt, jetzt, wo schon kein Aas mehr daran geglaubt hat. Und diesmal machen die neuen Bargeldlosen keinen Umweg mehr über ein hirnverbranntes, menschheitserlösendes und weihevolltes Geschwafel. Wobei noch nicht ganz raus ist, ob sich der neue Lenin nicht gelegentlich der mutmaßlich zu erwartenden Erholung der Weltwirtschaft doch wieder auf den traditionellen Ware-Geld-Handel reorientiert. Nach dem Motto: Tausche Schnapsidee, die mich wieder zum reichen Manne machte, als alle anderen am Absaufen waren, gegen solide Handelsbeziehung. Prost, Sterligow! Prost, du gerissener Russe!

Prost, Wende!

Don Miquela Barbagrigia

„Don Miquela, wir schreiben das Jahr 2009 nach dem christlichen Kalender. Und alle quaken ‚was über die Wende. Ich befürchte, da kommen wir nicht drumherum. Also lieber Don, pinseln Sie auch mal ‚n Artikel! Aber von Ihnen will ich ‚was Originelleres hören, als dieses ewige weihevollte Freiheitsgedöns!“ Sprach’s, machte auf dem Hacken kehrt und verschwand in seinem Offizium. Krach! Da war die Tür zu. So, lieber Don, nu schreib ‚was! Ja, die Wende, das ist also nun zwanzig Jahre her. Fünfundzwanzig war ich damals selbst. Wie war das also? Angst! Ja, ich

erinnere mich an Angst. Sie waren jahrelang fanatisch erzogen worden, diese salbadernden Kommunisten. Und vor allem die uniformierten. „Schild und Schwert der Partei“, wie sich das Ministerium für Staatssicherheit selbst nannte. „Erichs Rote Teufel“ - die Fallschirmjäger. Volkspolizei und NVA – sie waren alle nervös und kein Aas konnte sagen, was in der nächsten Minute passiert. In Berlin rumorte es. Die Leute waren buchstäblich aus dem Häuschen. Runde Tische wurden modernes Mobiliar. Neue Foren gründeten sich und 90er Bündnisse und es wurden faire und freie Wahlen gefordert. Aber waren es diese Devisen, die das Volk auf die Straßen brachte, oder waren auch andere „Devisen“ gemeint? Solche mit der Unterschrift des Bundesbankpräsidenten darauf, mit denen man im Intershops einkaufen konnte...?

Einigen ging es schon demokratische Werte. Denen wollen wir nicht Unrecht tun. Auch wenn ein paar von diesen Aktivisten später als treue Diener der Stasi offenbart wurden, wie beispielsweise Ibrahim Böhme, Gründungsmitglied der SDP, der Sozialdemokratischen Partei. Was war es, was die Leute umtrieb? Freiheit, Freiheit... Watt’n scheenes Wort. Und wie hohl und nichtssagend! Was ist denn diese Freiheit? Damals meinten die Leute die Freiheit, Honecker und seinen Genossen sagen zu dürfen, wie mies man sich fühlte, im eigenen Land Mensch zweiter Klasse zu sein, es sei denn, man besaß Westgeld oder ähnlich konvertierbare Währung, wie beispielsweise Bürgeler Keramik, Forster Heizungen, Autoreifen, Fliesen, Zement und Rüdersdorfer Kalk, kurz – alles, was es permanent nicht gab. Außerdem meinten viele die Freiheit, nicht an der innerdeutschen Demarkationslinie über den Haufen geschossen zu werden, weil man in den Westen wollte. Gerade in diesem Verbrechen, ein ganzes Volk quasi einzusperrten, demonstrierte sich am deutlichsten, wie bankrott das System auch in moralischer Hinsicht wirklich war.

Bei vielen DDR-Bürgern war es aber mit der persönlichen Moral nicht viel besser bestellt. Den Idealismus der Wenigen teilten nur wenige. Viele riefen: „Kommt die D-Mark nicht zu uns, dann gehen wir zu ihr!“ Das war eine knallharte Erpressung, auch wenn diejenigen, die sich auf Egon Bahrs legendäres „Die Zone legen wir uns als Vorgarten zu“ vertrauensvoll beriefen ohne zu realisieren, dass die Bundesrepublik Ende der Achtziger Jahre bereits vergleichsweise ziemlich kurzatmig war, kaum ein schlechtes Gewissen zu haben brauchten.

Aber war’s das nicht auch? Diese sehnsuchtsvollen, oftmals neidischen Blicke im Intershops auf diejenigen, die Westgeld besaßen, dieser Duft der Westwaren, diese hammerharten Westschlitten, die jeden Trabi und jeden Wartburg, jeden Skoda und jeden Lada und vor allem jeden Saporoshez zu einem Witz degenerierten. Die friedliche Revolution – ein Sieg des Guten? Schlagen wir mal bei Brecht nach: Zuerst kommt das Fressen – dann die Moral! Unter diesem Aspekt gesehen, verliert die Wende einiges von ihrer heroischen Patina. Das ist auch gut so. In Preußen schätzt man die Realität, nicht den Konjunktiv.

Ja, viel Treibstoff bezog der Wendeorkan aus dem ökonomischen Unterschied zwischen der BRD und der DDR. Aber, aber, Don Miquela, das sagt man doch nicht! Und schon gleich gar nicht laut. Psst.

Doch, Kinders, das sagt man am Besten ganz laut. Denn die DDR unselig verreckte unter anderem an ihrem unsagbaren Ballast an Lügen, Lügen und nochmals Lügen. Das Lügen von der DDR lernen, hieße verlieren lernen. Also, die Karten auf den Tisch! Auch wenn es das ein oder andere Denkmal aus Großer Zeit zu Fall bringen sollte. Ein akzeptabler Preis. Der Wende bleibt auch so noch genug Glanz. Also, Prost Wende, Herr Chefredakteur! Hier haste Deinen Beitrag.

Recht und Gesetz und unruhige Zeiten

Karl-Heinz Erler – Jurist und Verwaltungsmann

von Michael L. Hübner

Der Vater, ein Polizist, hat noch nach Moskau müssen, als Soldat im Krieg. Krieg – das war Kapitalismus – Krieg das war der Menschen Unglück. Recht und Gesetz aber, das war eine Errungenschaft, die das Leben in einer Gesellschaft erst ermöglichte. Recht und Gesetz – das war höchstes Gut und eine neue Gesellschaft, eine ohne Krieg und Elend, das wollte die Generation des alten Erler aufbauen. Daran glaubten sie fest und diesen Glauben gaben sie an ihre Kinder weiter. Das taten sie noch, als ihnen die Idee schon längst von Opportunisten und Karrieristen von Bürokraten und verbohrt



und dogmatischen Funktionären aus der Hand genommen war. Den Vater, den Polizisten, den hat die Arbeiter- und Bauernmacht studieren lassen. Richter wurde er und ein dankbarer und loyaler Mann dem Staat gegenüber, der ihm diesen Lebensweg ermöglichte. Also wuchs der kleine Karl-Heinz Erler im Gerichtsgebäude des erzgebirgischen Aue auf. Archäologe wollte er eigentlich werden oder Geschichtslehrer. Wie es aber manchmal so kommt im Leben – er geriet in die vertrauten Fußstapfen des Vaters - „Junge, denke daran, Recht und Gesetz...!“ Karl-Heinz studierte an der Humboldt-Uni in Berlin Jura und folgte seiner ersten Frau in deren Heimatstadt Brandenburg. In die Partei der Arbeiterklasse hat er schon mit 18 Jahren eintreten wollen.

Die SED aber sperrte sich: Ein Intellektuellenspross sei er. Man wolle Arbeiter und Bauern. Dass die rote Macht erst für diesen gesellschaftlichen Status der Familie Erler gesorgt hatte, dieser Widersinn schien niemandem aufzufallen. Als Karl-Heinz aber Panzersoldat war, da wollten sie ihn plötzlich doch. Jetzt war Erler bockig. Nee, nun brauchten sie auch nicht mehr ankommen. Der Vater aber sagte: „Junge, da sind so viele schräge Vögel in dem Verein, da müssen auch anständige Leute vertreten sein!“ Das sah er ein. 1986 trat der 27 jährige Jung-Richter, der sich schon während des Studiums ehrenamtlich als Jugendgerichtsbeistand engagiert hatte, seinen Dienst in der Steinstraße an.

Das war die Zeit, als Gorbatschow begann, den verkrusteten und verfahrenen Staatskommunismus in der Sowjetunion zu reformieren. Der Genosse Richter Erler besorgte sich alles, was es von Gorbatschow zu lesen gab. Was da stand, begeisterte ihn und – machte ihn zutiefst nachdenklich. Klar, die Familiensachen, die er verhandelte, die waren tägliches Brot für Richter in aller Welt. Wenn er Vergewaltiger oder besoffene Rowdys hinter Gitter schickte, die das nächtliche Brandenburg mit einem markigen „Heil Hitler!“ grüßten, tat er das ruhigen Gewissens. Recht und Gesetz. Aber Jungens einzubuchten, die einfach nur von zu Hause weg und in den Westen wollten – was verlangte dieses Gesetz da von ihm! Das tat ihm oft selber weh und dass er andere Menschen sehr verletzt hat, als er diesem Gesetz Geltung verschaffte, dessen ist er sich bewußt. Erler war und ist ein sehr kluger Mann.

Einer, der denkt und reflektiert. Bald wurde klar: Das konnte der Vater nicht gemeint haben, als er den Sohn auf die Sache der Arbeiterklasse und deren Rechtswesen einschwor. „Diese Menschen, die in Leipzig zu skandieren begannen: Wir sind das Volk!, die meinten das so.“ Die brachten es auf den Punkt, die zeigten, wie sehr sich die Partei und Staatsführung bereits

von „ihrem“ Volk entfernt hatte. „Tapeten-Kutte“ Hagers legendärer Ausspruch, wenn der Nachbar neu tapeziere, brauche man noch lange nicht dasselbe tun, die Abstimmung mit den Füßen über Ungarn und die Prager Botschaft, die verschärfte Alarmbereitschaft von Justiz, Militär, Volkspolizei und Staatssicherheit in den Tagen der Demonstrationen – all das riss an den Nerven des 30 Jahre alten Richters. Hier ein Gesetz – von wem wofür eronnen? – und dort Leute, die für ihre elementaren Rechte auf die Straße gingen.

Was hätte er mit denen machen sollen, wenn es zum Konflikt gekommen wäre? Wie sich verhalten? Karl-Heinz Erlers Welt begann einzustürzen. „Mit ging auf, wie wir im Namen dieser Idee manipuliert wurden, wie wir uns haben manipulieren lassen“, resümiert der heutige Fachbereichsleiter Bau und Umwelt in der Brandenburger Stadtverwaltung. Deshalb quittierte er 1990 den juristischen Dienst, obwohl er den jetzigen Rechtsstaat und dessen Möglichkeiten sehr begrüßt und verteidigt. Das alte Edikt des Großen Kurfürsten, dass der Untertan in seiner beschränkten Sicht die Entscheidungen der Obrigkeit nicht in Frage zu stellen habe, scheint endlich überwunden.

Der Bürger kann nun die Verfügungen der Behörde von unabhängigen Gerichten überprüfen lassen. Das bedeutet ihm viel, dem Juristen, der nie aufgehört hat, Recht und Gesetz als höchstes Gut anzusehen. Und so half er das Rechtsamt der Stadt Brandenburg aufzubauen. Oberbürgermeister Schliesing holte ihn als Referenten zu sich. Heute kümmert er sich als primus inter pares um die bauliche und umweltbezogene Stadtentwicklung. Leiter ist er nur, sagt er, weil er gut führen und managen kann. Heute kann er verschiedene Leute an einen Tisch holen, wo dann jeder etwas zur Sache beiträgt, der etwas davon versteht. Die Zeit der Direktiven von oben sind vorbei. Darüber ist er glücklich, der Jurist Karl-Heinz Erler.

Reform und Überlebenskampf

Wolfgang Glaeser begleitete die NDPD durch die Wende

von Michael L. Hübner

Zu ihren besten Zeiten zählte die NDPD 232.505 Mitglieder, Ende der Achtziger waren es noch knapp die Hälfte. Viele von ihnen hatten sich einst, wie der 1940 in Brandenburg an der Havel geborene Glaeser, regelrecht in die Blockparteien gerettet, um dem Zugriff der SED zu entgehen. Mit der Kandidatur Glaesers wollte sich die SED zu ihrem 7. Parteitag 1967 ein Geschenk machen. Als es ernst wurde, traf der spätere Parteichef der Nationaldemokraten zufällig seinen alten Mathelehrer. Der war in der NDPD, konnte helfen und mittels einer rückdatierten Aufnahme drehte Gläser den Kommunisten eine Nase.

Die aber hatten über ihre stalinistischen Vertrauensleute, wie den in der Sowjetunion gewendeten Wehrmachtsmajor Heinrich Homann auch die Blockparteien fest an der Leine. Insofern war das demokratische Spektrum eine Farce – genau wie die Wahlen in der DDR. Diese liefen nach Ulbrichts Motto ab: Es muss alles demokratisch aussehen,



aber die Macht bleibt bei der SED. Die Wahlen im Mai 1989 aber brachten das Fass zum überlaufen. Dem studierten Geografie- und Sportlehrer und langjährigen Schwimmtrainer an der KJS Brandenburg Glaeser sowie weiteren zur „Wahlparty“ eingeladenen Vertretern der Parteien und Massenorganisationen schwante nichts Gutes, als SED-Kreisleiter Winfried Mitzlaff, Oberbürgermeister Mühe und Egon Crohn zur Wahlauswertung in einem Hinterzimmer der Kreisleitung verschwanden.

Und richtig: Strahlend entschwebte Mitzlaff schließlich seinem Besprechungsraum und verkündete 98,7 Prozent für Stadt und 98,71 % für den Landkreis. Der vorgesehene Jubel blieb den Gästen im Halse stecken. Betreten sah man sich an und verließ peu a peu die Kreisleitung.

Klar war, dass die Arbeiter- und Bauerndemokratie den letzten Rest ihrer Glaubwürdigkeit verspielt hatte. Dabei konnte Gläser beobachten, dass bereits vor der Wahl die potentiellen Nichtwähler aus dem Wahlvolk herausgerechnet wurden, um hinterher die Wahlbeteiligung höher aussehen zu lassen.

Tausende Stimmen der Briefwähler verschwanden auf ungeklärte Weise. Durchgestrichene Stimmzettel wurden nicht etwa per se ungültig erklärt, sondern großzügig „interpretiert“. Ausgezählte Stimmzettel verschwanden zeitnah im Reißwolf. Gewährsleute Glaesers berichteten aus 5 der 96 Wahlbezirke eine Nichtwählerzahl von 112 Personen.

Für die Gesamtheit der 96 Wahlbezirke wurde dann offiziell eine Nichtwählerzahl von 114 festgestellt! Damit sich das alles nicht zu schnell herumspricht, waren zur Wahlzeit einige Privattelefonanschlüsse lahm gelegt worden. Glaeser der seit 1985 hauptamtlich für die NDPD arbeitete, war klar: Jetzt bricht der Laden zusammen!

Wenn seine eigene Partei überleben wollte, musste sie sich strikt reformieren. Beim 14. Parteitag der NDPD am 20./21.1.1990 in Berlin trauten ihm 64% der Parteifreunde diese Fähigkeit zu und wählten den völlig unvorbereiteten Gläser, der radikal die Abkehr vom Staatssozialismus forderte, zum Parteichef.

Sehr zum Ärger des Stellvertreters und Altstalinisten Hartmann, der sich selbst bereits als neuen Boss sah und den alten Kurs gerne weitergefahren hätte. Hartmann mobbte Glaeser, was das Zeug hielt.

Nach zwei Tagen verkündete dieser dem geschockten Präsidium, dass er eine solche Art und Weise nicht nötig habe und daher seinen Posten zur Verfügung stelle. So kam er zurück in seine Heimat, für die er 1991 sogar Genscher auf den Neustadt Markt holte, während seine Partei bei den Volkskammerwahlen im März 1990 mit 0,39% kräftig abgewatscht wurde.

In der Havelstadt vertritt er die FDP, welche 1990 die NDPD, die LDP, die Ost-FDP und die Forumspartei in sich vereinigt hatte an exponierten Stellen. Seit 1991 ist Glaeser im Kreis- und im Landesvorstand tätig sowie Delegierter zum Bundestag.

Für die geschichtliche Bildung der Jugend engagiert sich der Liberale sehr, denn es wurmt ihn, dass selbst die bayerische Jugend offenbar mehr über die DDR weiß, als die jungen Brandenburger. Mangelnder Bildung aber ist es geschuldet, dass selbst eine westdeutsche Spitzenpolitikerin Vorzeige-

Demokraten wie Wolfgang Glaeser lediglich aufgrund eines ehemaligen, irreführenden Blockpartei-Namens an den Rand des demokratischen Spektrums schoben und auszugrenzen versuchten.

Schweinegrippe

B. St. Fjöllfross

Brandenburg an der Havel, Otto-Sidow-Straße Ecke Wilhelmsdorfer. Die Ampel zeigt rot. Ein holländischer LKW. Schmale Schlitz in der Ladewand. Es kommt muffig und warm heraus. Ein Blick durch die Schlitz: Ferkelchen, dicht an dicht. Kleine Läufer. Traurige und ängstliche Schweineaugen. Sie wissen nicht, warum sie dort in diesem ruckelnden Verschlag stehen müssen, warum sie nicht gruffeln können in weicher warmer Erde, unter dem Laubdach von Eichen und Buchen. Ein gottverfluchter Nackter Affe kutscht seine Mitkreaturen, über die ihn niemand zum Meister gesetzt hat, in das nächste Schlachthaus.

Wenn sie das Getier schon schlachten um es zu fressen, warum dann nicht vor Ort? Warum dann noch diese viehischen Transporte? So haben sie es auch mit ihresgleichen gemacht, vor siebzig Jahren. Respekt vor dem Geschöpf, vor ihresgleichen? Nie gehört? Aber warte mal. Was kommt da von Mexiko herüber und ängstigt just den weißen Mann, der in den letzten vierhundert Jahren Tod und Verderben nach Mittelamerika brachte? Schweinegrippe nennt sich das. Hmm. Eine Legion vagabundierender Aminosäuren, oder auch Viren genannt, bringt also der selbsternannten „Krone der Schöpfung“ gerade einmal wieder bei, wie nahe ihm seine verachtete Mitkreatur steht, die ihm nur dazu dient sie zu fressen und ihren Namen zu missbrauchen, wenn er seinesgleichen zu beleidigen und herabzuwürdigen trachtet.

Den Viren ist das scheißegal. Sie schauen nur zu, wo die benötigte Variationsrate am niedrigsten ist, um den nächsten Wirt zu erreichen. Sehr geholfen hat dem Virus paradoxerweise der Umgang des Nackten Affen mit seinen verachteten und ausgebeuteten Mitkreaturen. So gesehen scheint jetzt über die Grenzen der Pharmakonzerne hinaus die Einsicht zu reifen, dass das Schwein dem Nackten Affen zumindest von der Physiologie her sehr ähnlich ist. Unerreicht bleibt bei letzterem nur die Menschliche Dummheit – eines seiner unangefochtenen Alleinstellungsmerkmale inmitten der Fauna. Ja, also, was sagt man dazu?

Am besten scheint uns zu sein, was wir von denen Muselmännern lernten: Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet. Amen. Unsere gequälten Schweinekameraden aber wollen wir mit einem warmen und tiefempfundenen „Quiek“ grüßen. Haltet durch! Es ist bald vorbei. Ganz sicher. Diese Viren oder andere werden über kurz oder lang ganze Arbeit leisten. Am zuverlässigsten könnt ihr auf die Mikrobe der Menschlichen Dummheit rechnen. Und dann karret euch niemand mehr qualvoll durch die Gegend um euch umzubringen.

Stasi gebiert ihre Kinder

Lidl, Deutsche Bahn und Telekom – das Spitzeln geht weiter

J.-F. S. Lemarcou

Die Spitzelvorwürfe gegen den rosa Riesen reisen nicht ab. ...ja, ja, ich weiß, sie selbst bekleiden sich mit einem vornehmen Magenta. Das sind doch wohl nicht die selben Kanailles, die seit nunmehr zwanzig Jahren landauf, landab unentwegt die Moritat von dem erschrecklichen Schreckgespenste der Stasi durch die deutschen Gauen tönen? Doch, sind sie. Sie, die statt wie Lidl die Geringsten ihrer Angestellten, oder die Deutsche Bahn das ganze Spektrum der Belegschaft, ihrerseits jüngst ihre

zukünftigen Leitungskader aufs observierende Korn nehmen und sogar deren sexuelle Vorlieben auskundschaften, posaunen auf Festreden noch immer von den Werten der freiheitlich-demokratischen Grundordnung – während sie sich als gelehrige Schüler und wahre Landsleute des einstigen Schild's und Schwertes der Partei erweisen.

Das ist Chuzpe. Aber nicht nur. Es ist auch der unumstößliche Beweis für die Gleichheit aller Menschen im charakterlichen Sinne – nee, nicht doch, nicht was Sie seit den Tagen der Guillotine möglicherweise unter Égalité verstehen.

Es ist der immer gleiche Nackte Raubaffe, der die Geschicke seiner Mitmenschen hüben wie drüben nach den ewig gleichen Prinzipien zu lenken und vor allem zu steuern sucht. Und egal, wie sie sich voneinander abzugrenzen bemüht sind, wie sie den anderen, den Kommunisten als beinahe grundverschiedene Spezies deklarieren, sie sind allesamt aus demselben Holz.

Der „VEB“ DDR auf dem Boden eines Teils des alten Preußen – wir erinnern uns: das war diese Armee, die sich einen Staat leistete – war so gesehen ein „sozialistischer“ Betrieb, der konsensuell ebenfalls ein Staatsgebilde unterhielt. Nun gut, es wäre verfehlt heute zu behaupten, ein einzelner Konzern hätte die Bundesrepublik komplett und als Ganzes in der Hand.

Gemäß der Tradition deutscher Kleinstaaterei und Duodezfürstentümer teilen sich viele große und kleinere Firmen diesen Staat. Und sie bestimmen wo's langgeht. Wenn Herr Schäuble die bürgerlichen Freiheiten auf den Kehrrichthaufen der Geschichte zu werfen hat, dann tut er das tunlichst umgehend – oder eben es macht ein anderer für ihn. Aber gemacht wird es und Amen! Auf dem Misthaufen landen sie, garantiert.

Hätte es in den fetten Jahren Ausgangs des letzten Jahrhunderts solche Spitzelskandale gegeben, ein schriller Aufschrei hätte durch die Gauen des Reiches gehalten, gefolgt von einem Tsunami der Empörung, von dem die Verantwortlichen sprichwörtlich atomisiert worden wären. Vorbei, vorbei.

Michel zieht sich die Zipfelmütze ins Gesicht und stöhnt wie ein alter Jüd mit Lateinkenntnissen: au wei, au wei, oi gewalt, o tempora o mores. In der Havelstadt Brandenburg wird derzeit das Hallali auf Ilona Friedland geblasen, einer sehr fähigen Geschäftsführerin diverser Wohnungsbaugesellschaften und Angehörigen der Partei der Linken. Ilona hatte zu den Zeiten der unselig verflochtenen DDR für das Ministerium für Staatsicherheit gespitzelt und dafür als IM Monika Geldzuwendungen kassiert. „Das ist doch wohl die Höhe...!“ Ist es, zugeben.

Aber nun sollten wir unsere fröhliche Jagdgesellschaft – dem Text der alten DDR-Hymne folgend – der Zukunft zugewandt auf neue jagdbare Waidstücken einstimmen. So fordert der Preußische Landbote vehement, alle zukünftigen Funktionsträger des öffentlichen Raumes auf eine ggf. ehemalige Mitgliedschaft oder Lohnabhängigkeit bei der Telekom, der Deutschen Bahn und Lidl zu überprüfen.

Die Gedenkstätte Hohenschönhausen zu Berlin ist um ein Gebäude- und Ausstellungstrakt zu erweitern, der sich mit den Opfern der modernen Spitzelei befasst. Über dem Eingangsportaal möge der Spruch prangen: Freiheitlich-Demokratischer Wessi, der Du Dich über Deinen Zuträger-Bruder von jenseits der Elbe aufregst – halte inne und sieh in diesen Spiegel!“ Ob's was brächte? Ach i wo. Denken Sie etwa, der Landbote glaubt noch an den Weihnachtsmann?

...und plötzlich waren wir in Westberlin

„Patchworker“ Raymund Menzel erinnert sich

von Michael L. Hübner

„9. November 89? Ich habe gar nichts mitbekommen“, sagt Raymund Menzel. „Mein Chef, der Musikinstrumentenbauer Artl aus der Bäckerstraße, auch nicht.“ An diesem Morgen war gerade ein Harmonium für die Kirche des direkt an der Mauer gelegenen Dorfes Dallgow fertig. „Wir haben es ausgeliefert und während uns der Pfarrer ein zweites, reparaturbedürftiges Instrument in unseren Barkas lud, fragte er: ‚Was, Sie arbeiten heute?‘ ‚Ja, wir arbeiten jeden Tag...‘ Was sollte die Frage? ‚Ja, aber alle sind drüben, in Westberlin! Die Mauer ist offen!‘“ Sie sausten zum Grenzübergang. Die Grenzsoldaten fragten mit angeschlagener Maschinenpistole: „Watt habt ihr denn da hinten drin? Den toten Honecker in seinem Sarg?“ Meister Artl kamen die Tränen. Nein – nicht wegen dem „toten Honecker“...



Eine halbe Stunde später parkte der Barkas der beiden Männer auf der Straße des 17. Juni mit einem alten Harmonium im Laderaum und sie tanzten auf der Mauer am Brandenburger Tor. „Nu sagen Se mal selbst: an dem Tag, ‚n Harmonium nach Dallgow, und wir – nüscht jewußt - gibt's so was?“ Der im November 1961 geborene Raymund Menzel, Leiter des café contact auf der Dominsel, lacht. Für den Zahnarztsohn, der ein viertel Jahr nach dem Mauerbau am Gotthardtkirchplatz geboren wurde, begann eine neue Zeit. Das letzte Mal als er im Westen war, hatte er nicht so viel mitbekommen: Da war er noch im Bauch seiner Mutter. Das war jedoch beileibe nicht das Einzige, was sich ändern sollte.

Ein wunderbares, ein katholisches Elternhaus, 9 Jahre herrliche Kindheit direkt am Wiesenburger Stadtpark, der Vater weckte früh in ihm die Liebe zur Musik. Die begleitete ihn sein ganzes Leben. Klavier sollte er, Trompete wollte er lernen, Papa akzeptierte. Ganz nebenbei brachte sich Menzel das Trommeln bei und so sitzt der studierte Sozialpädagoge heute in seiner Band Patchwork nicht nur auf dem Managersessel sondern auch am Schlagzeug. Bis dahin aber war es ein weiter Weg und kein leichter, auch wenn Menzel auf seine vergangenen Jahre immer froh und glücklich zurückblickt. Nach der Rückkehr der Familie nach Brandenburg an der Havel engagierte er sich von Kindesbeinen an in Pfarrer Rupprechts Dreifaltigkeitsgemeinde, und machte Musik, Musik, Musik.

Über die Musik konnten sich Menzel und seine Freunde von der Seele spielen, was sie an der DDR mehr und mehr zu stören begann, wenn es ihn auch mit Dank erfüllt, dass er trotz seiner sozialen Herkunft, seines unangepassten Elternhauses und eigenen Auftretens, seiner Verweigerung der Jugendweihe etc. das Abitur als Zerspannungsfacharbeiter im Getriebewerk machen durfte. Was immer die Genossen sich mit dieser Bewilligung ausgerechnet haben mochten, bei Menzel schlug es nicht so richtig an. Geschützt durch den kirchlichen Raum und später sogar vor den Kirchentüren sangen und spielten die jugendlichen Querpfeifer weiter, und was sie zu Gehör brachten, das hätte schwerlich ins Repertoire des Oktoberklubs gepasst. Zwar leistete er seinen normalen Grundwehrdienst – aber auch da fand sich blitzschnell eine Truppe zusammen, die in Uniform über die Dörfer tingelte und aufspielte. Zeitgleich mit „Keimzeit“ ergatterte man eine der begehrten Musikerlizenzen. An seiner systemkritischen Haltung änderte sich nichts.

Weiterhin war er, wie er sich ausdrückt „musikalisch-oppositionell“ unterwegs. Sie waren halt nur nicht gefährlich genug, wie Bandmitglied Christoph Kießig süffisant bemerkte, um verboten zu werden. Man ließ Menzel sogar in Greifswald Zahnmedizin studieren. Doch nebenbei sollte er Reserveoffizier der NVA werden. Da hat's dem ökumenischen Christen gelangt. Er schmiss hin, wurde Gärtner im Marienkrankenhaus, lernte später Instrumentenbauer und fing bei Meister Arlt an. 1988 noch, als „Patchwork“ von einem mutigen Kulturfunktionär ins Philipp-Müller zu einem Kulturausscheid eingeladen wurde, rockten sie das Haus.

Die Jury war begeistert. Den „Lappen“, wie die Musikerlizenz fachintern genannt wurde, bekamen sie dennoch nicht. Man konnte schlecht die renitenten Musiker trotz formidabler Leistung noch für ihre Unverschämtheiten belobigen. Genau ein Jahr später vertrat dieselbe Truppe „Patchwork“ mit „Keimzeit“ gemeinsam die Stadt Brandenburg an der Havel bei ihrer Partnerstadt Kaiserslautern auf musikalischer Ebene. Heute sitzt Menzel in dem Sessel im cafe contact, den Kuno Pagels einst innehatte. Die Klientel des Hauses hat sich gewandelt. Für die Randständigen der neuen Gesellschaft hält es aber weiterhin seine Tore weit geöffnet – dieses 1555 erbaute Haus an der Burgmühle, das Menzel als erstes Jugendberufshilfeprojekt im Land Brandenburg mit Jugendlichen und Fachfirmen gemeinsam restaurierte. 1,3 Millionen DM hatte er seinerzeit dafür eingeworben. Zu DDR-Zeiten wäre das nicht denkbar gewesen.

Hier kann er in großer beruflicher Freiheit für seine Jugendlichen tätig sein, hat keine Wanzen und keine Staatssicherheit mehr im Haus, wie damals 1976, als „die Firma“ nach dem Ausreiseantrag der großen Schwester den Menzel'schen Hausstand auf den Kopf stellte und der Großmutter von innen die Türe zuhielt, als die unverhofft kam um die Blumen zu gießen. Heute lacht der ehrenamtliche Notfallseelsorger drüber. Dass man das kann, ist eine der guten Seiten der Wende von 1989.

Vom Walzwerk in die Politik

Die Wende veränderte Walter Paaschens Lebensweg

von Michael L. Hübner

An der legendären „Baade 152“ wollte der junge Walter Paaschen nach dem Abitur als Flugzeugbauer mitarbeiten, dem ersten deutschen Passagierstrahlflugzeug, das in Dresden in zwei Prototypen hergestellt wurde und dann merkwürdigerweise abstürzte. Sollte die DDR etwa keine eigenständige Flugzeugproduktion entwickeln? So traf man in Schönefeld nur noch russische Maschinen und den vor 64 Jahren in Sieversdorf geborenen Paaschen im Brandenburger Walzwerk an. In einer Klasse nur für Schüler, die bereits das Abitur hatten, wurde er in einem Jahr zum Walzwerker ausgebildet. Das war 1963. Kurz vor der Wende war er dann Chef dieses Walzwerkes, führte es durch die Wendezeit, leitete die Entwicklung von 50 neuen Sortimenten um den Betrieb marktfähig zu erhalten. Paaschen schrieb für Thyssen Marktanalysen, über welche die Düsseldorfer, die aus heutiger Sicht bezüglich des um sein Überleben kämpfenden Walzwerkes zu keiner Zeit ernsthaft ambitioniert waren, nur grinsten. „Man hatte uns in der DDR schlichtweg das Wissen vorenthalten, wie es in der freien Welt zugeht“, sagt Paaschen. „Nein, zurück haben möchte ich diesen Staat nie – wenngleich ich natürlich, wie viele andere auch, meine glücklichsten Jahre in ihm verbracht habe.“ Erst 1987 trat der damalige Abteilungsleiter der 1120er Walzstraße, einer der strategisch wichtigsten Produktionslinien des bedeutendsten DDR-Stahlproduzenten, in die SED ein. Überall mischte die Partei mit und wenn



sie bei Produktionsbesprechungen das Wort nahm, musste der parteilose Paaschen jedesmal den Raum verlassen. Ihm ging es um aber um den Betrieb, der ihm, wie seinen 10.000 Kollegen auch, eine zweite Heimat war. Mit dem Parteibuch in der Tasche durfte er bleiben, durfte mitreden. Musste er dann aber das Parteideutsch und die postrevolutionäre Phrasologie verdauen, wurde Paaschen schlecht.

Mit dem Gefasel lockte man keinen Hund hinter dem Ofen vor. Die knallharten Produktionsziffern verlangten nach Klartext, nicht nach Ideologie. Und so maßregelte er einst eine hochdekorierte Genossin Kranfaherin, die unangemeldet zum Chef Paaschen kam und einen anderen Arbeitsplatz einforderte. Es lag keine objektive Notwendigkeit für einen solchen Wechsel vor, und so hatte die unerlaubte Entfernung vom Arbeitsplatz Nacharbeit für die Supplikantin und eine Abmahnung für den verantwortlichen Meister zur Folge. Die Retourkutsche kam auf der nächsten Parteiversammlung. Die Vertreterin der Arbeiterklasse lief politisch Sturm gegen einen solchen Chef. Paaschen reagierte: „Dann übernimm doch meine Arbeit, jetzt gleich!“

Paaschen blieb, und er blieb auch, als die Mauer fiel. Die Generalreparatur der „1120er“ war gerade beendet, der Chef fuhr ins Werk um die Walzstraße abzunehmen, damit sie wieder anlaufen könne. Das Interview von Schabowski hatte er gesehen, aber den Inhalt nicht für voll genommen. Als er nach Hause kam, wartete seine Frau schon mit einer Flasche Sekt auf ihn: „Die Grenzen sind offen!“ Zur Arbeit am nächsten Morgen ging Paaschen dennoch, genau wie der überwältigende Teil der Belegschaft. Man war neugierig, ja, aber das Stahl- und Walzwerk, das war doch ihre zweite Familie. Undenkbar, die zu verlassen.

Am 17. November erst fuhr er mit dem Trabi nach Kiel – zum Geburtstag eines Freundes. Man hatte es im Scherz vor Jahresfrist versprochen. Und nun ging das plötzlich. Die andere Seite der Medaille sah weniger rosig aus. Wie die Walzwerker auch kämpften, das neue System ließ ihnen keine Chance. Der Abschied war tragisch. Gestandene Männer weinten, als der letzte Stahl durch die Walzen schoss. Nun hatte sich jeder selbst zu behaupten. Paaschen zog es in die Kommunalpolitik, vier Mal wurde er bisher Stadtverordneter für seine Stadt, die er auch heute noch mit seinem Herzblut vertritt. So wie damals sein Walzwerk. Der verheiratete Vater zweier Töchter ist eben für seine Leute da – damals wie heute.

Wendezeit - Gründerzeit

Druckereibesitzer Henry Bertz erinnert sich

von Michael L. Hübner

Wenn das System der DDR nicht schon so sehr an sich selbst gekränkt und den eigenen Ansprüchen noch genügt hätte, in Henry Bertz hätte es einen wahrhaft guten Sozialisten gefunden. Bei den Jungen Pionieren war er eifrig dabei, später bei der FDJ, hatte selbst eine Funktion in der Grundorganisations-Leitung seiner Schule inne, sehr gute Zeugnisse – nur auf die EOS wollte der Arbeitersohn Henry partout nicht. Dabei hatten sich die, welche Großes mit dem kleinen Henry vorhatten, das alles so schön

gedacht. Aus ihm hätte man vielleicht einen prima Leitungskader machen können. Aber nein, er wollte ja unbedingt Drucker werden. Bei Bahms auf dem Neustadt Markt lernte er, sehr guter Abschluss, mit 19 in die Partei. Klar, Druckereien waren bis auf wenige Ausnahmen Parteibetriebe. Die SED hatte ein sehr genaues Auge auf die DDR-Drucksachen – denn das Wort war Waffe! Henry lernte von der Pike auf, sah die Zu- und vor allem die Missstände in der Druckerei. Wenn er mal das Sagen hätte... Der Tag kam. 1987 hatte er seine Meisterprüfung mit ‚Sehr Gut‘ bestanden. Er wurde Betriebsteilnehmer, Chef über 30 Mann.

Als er aber bei seinen Oberen monierte, dass er bedingt durch die Mangelwirtschaft ohne schwarze Farbe nicht drucken könne, beschied man ihn: Mach dir halt Gedanken, Genosse Bertz! Die machte er sich, schrieb eine Eingabe an den Genossen Honecker und wurde umgehend zu seinem Chef Eckart John nach Potsdam bestellt, um von diesem auf Streichholzschachtelformat gefaltet zu werden. Das war 1988, ein Jahr vor



der Wende. Das Jahr, in dem Henry Bertz, der Genosse mit dem geradlinigen sozialistischen Lebenslauf, das Parteibuch auf den Tisch knallte, weil er nicht verstand, warum er wegen seines betrieblichen Arrangements dermaßen gemäßregelt wurde. Dem jungen Bertz kochte das Blut in den Adern. „Bin ich freiwillig in die SED eingetreten, dann kann ich auch freiwillig wieder austreten!“ Dachte er sich. Aber ganz so einfach war das nicht. Die Partei machte ihm die Hölle heiß: Die SED verließ man nicht so einfach. Henry Bertz blieb hart. Man eröffnete ein Parteiverfahren gegen ihn mit dem Ziel des Ausschlusses. Bertz lehnte die offensichtliche Farce ab. Letztlich ließen sie ihn gehen. Aber gut bekommen ist es ihm nicht. „1989 zur Wendezeit

die Parteibücher abzugeben, das war billig“, sagt der Druckereichef. Ein Jahr vorher, da brauchte man noch Rückgrat. Seinem Antrag auf Selbständigkeit wurde folgerichtig nicht entsprochen. Man habe keinen Bedarf, hieß es mit einer faustdicken Lüge aus dem Rat der Stadt.

Der Grund war ein anderer: Erst die Partei „verraten“ und dann in die Reihen der „Ausbeuter“ eintreten wollen! So weit kommt’s noch!. So weit kam es dann tatsächlich. Aber erst im Juni 1990, nachdem der zweite Antrag vom Dezember 1989 bewilligt worden war. Innerhalb eines halben Jahres hatte der Meister Henry Bertz sein Geschäft zu eröffnen. Er, der 1989 den Demonstrationzug vom Steintorturm zum Neustadt Markt mitgelaufen war, wo es um die Reformierung der Gesellschaft ging, durfte endlich sein eigener Herr sein. Was aber dann kam, war auch nicht die Erfüllung. Zwar hatte ein Westberliner Meister dem jungen Bertz, der sich bei ihm nach Maschinen für seine neue Druckerei umsah, gesagt: „Junge, wer in Deutschland investiert, wird doppelt bestraft!“ Aber das verstand Bertz nicht. Konnte er noch nicht verstehen. Heute, da er als kleiner mittelständischer Unternehmer sogar die Zinsen versteuern muss, die er auf seine Investitionskredite zu bezahlen hat, weiß er, was der alte Meister damals meinte.

Trotzdem startete er mit seinem kleinen Unternehmen in einer maroden Zwei-Zimmer-Wohnung in der Mühlenortstraße durch, die er selbst gesucht und nur deshalb als Gewerberaum zur Verfügung gestellt bekommen hatte, weil sie aufgrund ihres jämmerlichen Zustands als unvermietbar galt. Ihm, einem der ersten Arbeitslosen im Noch-DDR-Brandenburg und einem der Letzten, die Ende Dezember 1990 in Westberlin ihre 100 DM abholten, weil er vorher nur in Westberlin unterwegs gewesen war, um sich seinen künftigen Maschinenpark zusammensuchen, piff von Anfang an der unbarmherzige Wind der Marktwirtschaft um die Ohren. Drei Monate zu früh hatte er seine Firma eröffnet, wegen der Halbjahresfrist. Seine Maschinen hatte er im Westen mit einem Kurs von 1:4 eingekauft, auf Kredit. Nett waren sie ja, die westdeutschen Landsleute. 1:4, ein moderater Kurs. Aber dann kam die Währungsunion, deren Verfahren außer den Banken noch niemand so recht ahnte. Da hieß es dann plötzlich 1:2. Interessierte die Gläubiger aber nicht. Unterschrieben war unterschrieben. Henry Bertz zahlte seine Maschinen quasi doppelt ab. Für einen Existenzgründer ein wahrhaft schwerer Schlag ins Kontor. Auch das ein Stück Wende. Eine harte Lektion. Bertz hat sich aber auch hier als sehr lernfähig erwiesen. Seine Druckerei gehört heute zu den geachteten mittelständischen Arbeitgebern der Havelstadt und steht im ihrem 20. Jahr. Wie die Wende. Ein trotz allen Schwierigkeiten schönes Jubiläum für einen, der sich nicht um 180° umkrepeln ließ und sich selbst und seiner Menschlichkeit treu geblieben ist.

Inhalt

Ahmadinedschad und Ghaddafi vor der UNO.....	3	Kommunikation für die Mark.....	15
An der Wiege des Neuen Forums.....	3	Landbote und Islam – Geschichte einer Divergenz?	15
Architektin und Parteichefin.....	4	Lasst die Clowns hinein!	16
Archiv ade.....	4	Mehr als ‚lebenslänglich‘	16
Braucht Deutschland einen öffentlich rechtlichen Rundfunk?.....	5	Mit der Wende durchgestartet	17
Der grüne Pfarrer	5	Organist aus Leidenschaft	18
Der Straßenbahner - Peter Kotecki in der Wendezeit.....	6	Pädagoge aus Leidenschaft	19
Der Vize	7	Pan Sterligow tauscht.....	20
Der Weg des Sonnenseglers	7	Prost, Wende!	20
Deutsche Europameisterinnen.....	8	Recht und Gesetz und unruhige Zeiten.....	21
Ein Diakon in der Bütt	9	Reform und Überlebenskampf	21
Gesine Schwan malt schwarz.....	10	Schweinegrippe	22
Gewalt in Deutschland.....	11	Stasi gebiert ihre Kinder	22
Gottesmann im Herzen der Stadt	12	...und plötzlich waren wir in Westberlin	23
Herrentag.....	13	Vom Walzwerk in die Politik.....	24
Jacob der Große.....	13	Wendezeit - Gründerzeit.....	24
Keine Macht dem Wahlbetrug!.....	14		